

**TEIL 1**

**DAS HAUS DER KRANICHE**

# INDEN SPIEGELN

ANNA  
MACHT  
URLAUB



**ALEŠ PICKAR**

Aleš Pickar  
In den Spiegeln

Teil 1  
Das Haus der Kraniche

Aleš Pickar  
In den Spiegeln



Teil 1  
Das Haus der Kraniche



**ANNA  
MACHT  
URLAUB**



 **creative  
commons**

Dieses Werk (*Ales Pickar: "In den Spiegeln - Teil 1: Das Haus der Kraniche"*) unterliegt der Creative Commons Lizenz. Für Sie bedeutet es:

- Sie dürfen das Werk und dessen Inhalt kostenlos downloaden und nutzen.
- Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen.
- Sie müssen bei Verbreitung des Werks den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.
- Die digitale Version dieses Werks bzw. dessen Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.
- Die digitale Version dieses Werks bzw. dessen Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Sonstige Rechtshinweise zu diesem Lizenzmodell finden Sie hier:

[www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode](http://www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode)

Support Creative Commons!

[www.creativecommons.org](http://www.creativecommons.org)

© Ales Pickar 2003

Lektorat: Annika Ernst

Titelillustration: "*le couloir 1*" von Lagambet @ fotolia

Layout & Umschlaggestaltung: Anna macht Urlaub ([www.annamachturlaub.de](http://www.annamachturlaub.de))

Die (nicht-digitalen/offline) Druckrechte an diesem Inhalt liegen beim Veda Verlag, München. Um eine Buchausgabe zu erhalten, besuchen Sie [www.veda.com](http://www.veda.com).

## **Widmung**

Für Ute Mörbitz, die es in unvergesslicher Weise versteht,  
einem alltagsfremden Autor mit Rat und Tat beizustehen.

## **Danksagung**

Ein besonderer Dank richtet sich an die  
Wichtigsten Helfer dieses Unterfangens:  
Daniel Kopper, Bernd Dost, Hanspeter Ludwig,  
Gerdt Fehrle, Stephanie Pilzweger und Annika Ernst.

## **Vorwort**

Das vorliegende Buch basiert auf den Aufzeichnungen von Jan-Marek Kámen. Es handelt sich hierbei um ein Manuskript, das er 2005 angeblich in einer psychiatrischen Anstalt schrieb. Auf dem Boden der Schuhschachtel, in der ich den zerknitterten und recht verschmutzten Papierstapel gefunden hatte, lagen auch einige ausgeschnittene Zeitungsartikel, tagebuchartige Vermerke und sogar kurze Sätze, die eilig an den Rand von Caféhaus-Quittungen gekritzelt worden waren. Nach der Überarbeitung des oft unübersichtlichen Haupttextes, fügte ich nach eigenem Ermessen einige dieser Bruchstücke an Stellen ein, die sich hierfür anboten.

Eine handgeschriebene Notiz mit der Überschrift »Spiegel sind Türen« scheint aus der Gesamtheit der mir vorliegenden Texte das jüngste Fragment zu sein, weshalb ich es an den Anfang setzte, als Prolog.

Der Wahrheitsgehalt dieses Textes ist umstritten. Das zeitgleiche Auftreten der neuen und unbekannteren Störung »Holophrenie« in der psychiatrischen Fachpresse des frühen 21. Jahrhunderts bestätigte auf eine befremdliche Weise Aussagen, die ich in Kámens Manuskript fand, doch erhärtete zugleich die Möglichkeit, dass sich die vorliegenden Berichte aus akuten Wahnvorstellungen zusammensetzen.

In diesem Sinne, blättern Sie um. Ihre Probleme haben gerade erst begonnen...

»NICHTGEBORENSEIN  
SCHEINT MIR DAS HÖCHSTE...«  
— Sophokles: *Ödipus auf Kolonos*  
gedichtet von Friedrich Hölderlin

»IN GIRUM IMUS NOCTE ET CONSUMIMUR IGNI.«  
»*WIR IRREN DES NACHTS IM KREIS UMHHER  
UND WERDEN VOM FEUER VERSCHLUNGEN.*«  
— Lateinisches Palindrom

»ICH HABE GUT UND BÖSE GEKANNT,  
SÜNDE UND TUGEND, RECHT UND UNRECHT;  
ICH HABE GERICHTET UND BIN GERICHTET WORDEN;  
ICH BIN DURCH GEBURT UND TOD GEGANGEN,  
FREUDE UND LEID, HIMMEL UND HÖLLE;  
UND AM ENDE ERKANNTTE ICH,  
DASS ICH IN ALLEM BIN UND ALLES IST IN MIR.«  
— Hazrat Inayat Khan (1882 — 1927)



## **Prolog: Spiegel sind Türen**

Nennt mich ruhig Victor Frankenstein. Denn ich habe ein Monster geschaffen. Einen Unhold, der mich nun quält. Doch mein Monster ist aus Papier, das aufbegehrt. Es empört sich gegen mich. Es ernährt sich von meinen Worten, doch seine Zeilen kriechen zurück unter meine Haut.

Mein Monster liegt vor mir. Ein Manuskript, dessen Seiten verknittert und angerissen sind; sie tragen trockene Blutspuren. Es war nie meine Absicht, diese Gedanken aufzuschreiben. Ich wurde dazu gezwungen. Ich musste meine persönliche Entscheidungsschlacht schildern, den Krieg zwischen Vorbestimmtheit und Willensfreiheit. Denn das ist meine Geschichte.

Nun blickt mich dieses Scheusal an und bestätigt den Grad des Wahnsinns, den ich durch meine Pforten ließ. Soll es nun jeder lesen und selbst sehen, was hinter verschlossenen Türen geschieht.

Ich lasse den Rauch aus meinen Lungen strömen und die Droge durch mein Blut rasen. Und ich weiß, es macht mich zurechnungsfähiger. Denn die Täuschungen der Realität sind mir unerträglich geworden.

Den größten Teil des Textes schrieb ich widerwillig in einem kargen Raum mit einer Metalltür ohne Türklinke. Nun gilt es noch einige Verschlusssteine zu setzen und das Bauwerk der Abkehr ist fertig. Ich lehne mich zurück im vertrauten Rausch. Etwas Musik und etwas Dunkelheit. Gedanken sammeln. Noch eine Seite, noch zwei, vielleicht drei, dann ist es getan.

## 1.01 Der Ausflug

Kanäle...

Schächte...

Gänge...

Bin ich ein Schatten, während das wahre Ich über mir spaziert und mir mit jedem Schritt die Fußknöchel zu zertrümmern versucht? Kanäle... Dort kenne ich keine Lügen. Nur den feuchten Geruch von Kalk und Zement: die Würze des Untergrunds. Dort sind die Gedärme der Hure aus Stahlbeton, die sich windet und wächst, während in ihren Adern Gift pulsiert — Blei und Stahl — tagaus, tagein. In ihren Arterien hasten, roten Blutkörperchen gleich, die Menschen. Auf der Jagd nach dem Unwiederbringlichen. Nach Träumen. Nach Sehnsüchten. Nach der verlorenen Zeit. *Wir sind Erinnerungen.*

Doch da unten, in den unbeachteten Gedärmen, wo alle Wege in den Anus der Großstadt führen, wird die Rastlosigkeit, die neurotische Hektik bedeutungslos.

Ich war nicht allein, als ich *dort* das erste Mal hinabstieg. Wir zogen mit gemeinsamen Kräften den Deckel beiseite, schalteten die — heimlich unseren Vätern entwendeten — Taschenlampen ein und sahen uns konspirativ um. Es war ein heißer Tag, inmitten des Sommers, inmitten der Schulferien. Die nördlichen Viertel von Prag — grauer Betonschunzel, der nichts gemeinsam hatte mit den üblichen Wahrzeichen der goldenen Stadt — glühten und zitterten vor Hitze, die über den staubigen Asphaltstraßen ihre Bauchtänze aufführte. Die Menschen nahmen keinen Anteil am Tun der Kinder. Zu sehr waren sie mit ihrer eigenen fatalen Welt beschäftigt. Der Kanaldeckel befand sich am Rande einer Baustelle. Vaters Baustelle. Doch es war ein Sonntag. Und an einem Sonntag musste man hier nur Diebe fürchten, die kamen, um das liegengelassene Werkzeug zu stehlen.

Das Prag der Achtziger war nicht anders als das der Siebziger. Stillstand.

*Was du nicht dem Staat stiehlst, stiehlst du deiner eigenen Familie*, lautete ein modernes tschechisches Sprichwort. Der Staat war bereits zu syphilitisch, um dem etwas entgegenzuhalten. Es war nicht schwer, sich an einem Sonntag auf einer Baustelle herumzutreiben und dort Werkzeug oder Material zu stehlen. Bohrmaschinen und zusammengerollte Ballen mit Isolationsmaterial verschwanden

auf diese Art genauso schnell wie Ziegelsteine und Säcke mit Zement. Das tat man im großen Stil. Und genauso unbeobachtet konnten wir hier einen Kanaldeckel öffnen und uns dabei vorstellen, in die Grabkammer eines ägyptischen Pharaos hinabzusteigen. Bevor uns die Welt der roten Blutkörperchen aufsaugt und uns trimmt auf Verpflichtung, Leistung, Bestimmung. Erwachsenes Benehmen. Bevor wir entsendet werden, um mit den anderen im Gift zu treiben, um in Kreisen und Bahnen unseren Sehnsüchten hinterher zu rasen.

Wir stiegen hinein, wie durch eine offene Wunde, denn so kam mir dieses Stück aufgerissene Erde vor, hinein in den dunklen Schacht, und kletterten eine in die Wand eingelassene Eisenleiter hinab. Unten angelangt standen wir in einem Tunnel. Er war niedrig und schmal — man konnte mit ausgebreiteten Armen links und rechts die Wände berühren. Verglichen mit der Sommerhitze über uns war die Luft hier kalt wie in einer Kirche. Es roch nach feuchtem Zement. Der Kanalabschnitt war neu und unberührt. Die Kegel der Taschenlampen reichten nicht weit genug, um eine Kurve oder ein Ende des engen Ganges zu beleuchten. In der Mitte verlief ein mit Glaswolle und Klebefolie umwickeltes Rohr, das einen großen Teil des Raumes einnahm. Ich fragte mich, was hier hindurchfloss. Nach Chlor riechendes Trinkwasser für all die Plattenbauten oder Fäkalien für die Moldau? Ich horchte an der mit silberner Folie umwickelten Röhre, konnte jedoch nichts hören. Wir gingen vorsichtig weiter und ich fühlte mich sehr wohl, als hätte ich schon immer darauf gewartet, hierherzukommen. Heute glaube ich mich zu erinnern, dass diese Expedition für mich einen geradezu erotischen Reiz besaß. Wenn Prag unsere Geburtsstadt war, bedeutete es, dass wir in den Schoß dieser Mutter hinabstiegen. Doch da war mehr. Etwas, das über das Freudsche Universum hinausging.

Wir sprachen wenig — der Älteste von uns war höchstens dreizehn, doch niemand schien Angst oder Sorge zu haben. Wir strahlten alle eine verantwortungsbewusste Umsicht und Gefasstheit aus, die ich später, bei Erwachsenen, kaum zu sehen bekam. Und wir hatten schließlich einen Hund dabei, der einem der Jungs gehörte und neugierig, fröhlich und ausgelassen vorauslief und ab und zu frenetisch bellte. Alle Schritte geschahen mit Bedacht, ständig achtete jeder auf den Freund vor ihm, unentwegt wurden einige Taschenlampen auch nach hinten gerichtet, um zu überprüfen, ob alle noch vollzählig waren, dass keiner

zurückblieb. Wir nahmen unser kleines Abenteuer sehr ernst. Zumindest ich tat es. Als hätte ich eine unterschwellige Ehrfurcht vor Katakomben und Schächten. Denn wenn ich mich recht erinnere, kicherten einige der anderen unentwegt und zogen sich mit Faxen und kleinen Streichen auf.

Endlich erreichten die wild an den Wänden entlang huschenden Lichtkegel eine Biegung. Der Gang schien sich nach links zu wenden.

Wir blieben stehen, um uns kurz zu beraten.

»Hinter der Kurve ist keine Luft«, meinte Jirka.

Auch ich hatte diese Geschichte gehört. Am Ende langer Gänge reicht die Luft zum Atmen nicht mehr aus.

»Unsinn«, erwiderte Standa.

»Aber wenn doch...«

»Die Luft wird nicht gleich weg sein«, äußerte sich Milan, der letztes Weihnachten einen Chemiekasten bekommen hatte. »Sie wird erst langsam immer weniger.«

»Ich glaube, dein Hund frisst hier gerade eine tote Ratte«, meinte Emil, den wir wegen seiner großen, lupenartigen Brille Brejlarito nannten. Jirka herrschte sogleich den vierbeinigen Gourmet an und suchte ihn dabei hektisch mit seiner Taschenlampe zwischen den Füßen der Jungs.

»Nero! Lass das! Igitt! Nero!«

»Mein Vater spaziert hier ständig. Von fehlender Luft hat er noch nie erzählt«, konstatierte ich selbstbewusst und machte mich auf, weiterzugehen.

Die anderen zögerten und schienen vor der dunklen Biegung Respekt zu haben. Während ich mich entfernte, verfolgte die Gruppe jeden meiner Schritte mit einem Geflecht aus Lichtkegeln. Bald war ich um die Ecke verschwunden und meldete alle paar Sekunden meinen Zustand. Aus der Ferne hörte ich Neros Bellen. Ich fühlte mich großartig. Ich fühlte mich wie einer meiner Helden, über die ich in Abenteuerbüchern las. Biggles und Bertie. Ginger und Algy. Professor Lidenbrock und sein Neffe Axel. Es war der Rausch des Neulands. Es waren die letzten Tage der Unschuld im Leben eines Zehnjährigen.

»Komm zurück, Jarek!« riefen mir alle zu.

Ich hieß natürlich nicht Jarek, sondern Jan-Marek, doch die Tschechen neigen dazu alles nur Erdenkliche abzukürzen und zu verballhornen. So nannte mich in

der Schule jeder Jarek. Sogar die Lehrer ließen sich davon anstecken. Als unsere Familie dann in den Westen floh, war es damit vorbei. Es kam mir vor, als wäre Jarek in Prag geblieben, während Jan-Marek nach Deutschland ging.

In der Dunkelheit des Tunnels begriff ich, dass meine Freunde Angst um mich hatten und gab nach. Ich verzog genervt meine Mundwinkel, verdrehte die Augen und kehrte zu ihnen zurück.

Wir traten den Rückmarsch an und stiegen einige Minuten später zurück in die gleißende Welt des Sommers. Während wir oben lachend und tollend über unsere Erlebnisse sprachen, stellte ich eine leise Stimme in mir fest. Die Stimme der Unzufriedenheit.

## 1.02 Remota

Ich greife vor, wenn ich erwähne, dass eine wichtige Erkenntnis in meinem Leben darin bestand, den Zusammenhang zwischen mir und dem Untergrund zu begreifen. Wann immer ich unter die Erde trat, herabstieg aus der Geborgenheit der *Eloi* in die Welt der *Morlocks*, geschah ein Unglück. War nun ich die Ursache dieser Ereignisse, oder war ich auserwählt, nur dann herabzusteigen, wenn ein Unglück bereitstand?

Im Herbst 1998 — über fünfzehn Jahre nach meinem nächtlichen Ausflug in die Kanalisation von Prag — befand ich mich erneut in bedenklicher Nähe zu jener feuchten, modrigen Dunkelheit, an einem beschissenen Ort, an dem ich nichts verloren hatte. Warum bin ich nur so verführbar? Als Kind spielte ich gerne in allerlei Rohren und Kanälen und träumte von der Gefahr, aber nun? Irgendwann sollte es doch genug sein. Irgendwann muss man doch beginnen, sich wie ein Erwachsener zu benehmen!

Ein endloser Gang unter der Stadt, überall große kalte Pfützen, in denen sich das herabtropfende Wasser sammelte. Und... schon wieder ich! Dummkopf! Draußen war kalter Oktober und hier drin roch es wie immer nach feuchtem Zement. Ich gab mir kopfschüttelnd immer noch Mühe, meine 250-Mark-Salamander-Schuhe aus diesem Ärger raus zu halten und an den großen Pfützen wie ein Storch vorbeizugrätschen. Sinnlos...

Manzio hingegen betrieb die Sache mit dem ihm so eigenen Enthusiasmus. »Komm schon, stell dich nicht so an. Es sind nur noch paar Meter.« Etwas in der Art raunte er mir mit halbleiser, konspirativer Stimme ständig zu. Mir kam der Weg übertrieben lang vor. Ich bemerkte, dass es hier kleine schwarze Drehschalter fürs Licht gab, wie sie in Kellern unter Mietshäusern eben vorkommen. Weiß Gott, warum Manzio darauf bestand, dass wir sie nicht benutzten und stattdessen mit den Taschenlampen herumfuchtelten.

Ich leuchtete auf meine Uhr. Es war kurz nach Mitternacht. Mist. Was tat ich hier? Doch ich hatte keine treffende Ausrede. Noch vor wenigen Monaten hätte ich gejammert, dass ich am nächsten Tag früh aufstehen muss. Dass mein kalter Bürostuhl auf mich wartete, damit ich darauf optimistisch in die Welt lächeln konnte, während einige Investoren aus Nordrhein-Westfalen mit dem

Geschäftsführer wie Thermalbadbesucher im Zeitlupentempo durch die Firma stolzieren und über Dinge sprechen, von denen ich nichts verstand. Von denen vielleicht niemand etwas verstand. Verfluchte Schwarzmagier in Anzügen. Satanisten...

Welche Ausrede habe ich nun?

Manzio riss mich aus den Gedanken.

»Schau mal, ist das nicht phantastisch?« flüsterte er mir zu. »Ist das nicht phantastisch?!«

Ich stellte mich neben ihn und blickte nach oben. Wir beobachteten die Welt. Ein kleines, schachtartiges Fenster zeigte nahe der Decke einen Ausblick hinaus aus diesen Katakomben. Das Glas war zerschlagen, nur wenige Scherben ragten noch aus dem Holzrahmen. Ein direkter, zu einem kleinen Quadrat eingengter Blick in den Himmel — nicht größer als ein 14-Zoll-Monitor. Der Mond strahlte wie eine Offenbarung. Dunkle dramatische Wolken zerschellten an ihm, während draußen die letzten Regentropfen sanft an die Blätter der Gebüschel trommelten. Und in der Mitte der Erscheinung hing ein feuchtes, mit Wasserperlen geschmücktes Spinnennetz, in dessen Mitte eine große Kreuzspinne saß. Es war wie ein Bild aus einem Hergé-Comic. Es war erstaunlich.

»Es heißt, dass alle Dinge Zeichen sind«, sagte Manzio, ohne seine Augen von dem Fenster unter der Decke zu wenden. »Und dass alles, was uns begegnet, eine Entsprechung hat. Es soll uns helfen, zu verstehen, wohin uns das scheinbar nicht vorhersagbare Schicksal treibt. Aber wir können die Spuren im Sand der Welt nicht lesen.«

Manzio. Ja, Manzio. Er war mir stets einen Satz voraus. Immer wenn ich begann, den Banalitäten dieser Welt zu unterliegen, war er da und zerschmetterte die Pforten der Normalität. Das Schicksal stellte mir ständig Wächter zur Seite, die darauf achteten, dass ich kein Zombie mit Krawatte wurde.

Wir starrten eine ganze Weile auf das Fenster. Auf die Spinne, die sich die minutenlang keinen Augenblick regte. Draußen hob sich langsam der Wind. Wir konnten es an der leichten Bewegung des Netzes sehen. Ich begriff, wie nahe äußerste Hässlichkeit und äußerste Schönheit sich stehen. Wie sie sich gegenseitig aufheben. Und nur der Mensch muss sich entscheiden, ob er Ekel oder Entzückung verspürt. In einem solchen Augenblick ist mehr Wahrheit, als in den meisten

Büchern. Außer der Mensch entscheidet sich nicht und ist nur Treibgut im Strom seiner Wahrnehmung. Und genau davon handelt unsere Geschichte. Von einer Welt, die sich verändert — unter der formgebenden Kraft der Entscheidungen, unter unseren neugierigen Blicken. Aber Sie fragen sich sicherlich, ob ich mir das schon damals gedacht habe. Nein, sicher nicht. Damals ahnte ich noch gar nichts. Nichts. Aber ich denke es nun, während ich mich daran erinnere. Eine sehr lebendige Erinnerung. Ein Augenblick, der noch nicht ganz Vergangenheit und noch immer ein wenig Gegenwart ist.

Die Spinne regte sich plötzlich. Nur eine kleine Bewegung der Beine entlang der silbernen, feuchten Fäden. Dann wieder der phantastische Nihilismus, hinter dem sich atemraubende Wachsamkeit verbirgt. Wir blickten uns an, als hätten wir gerade eine Sternschnuppe gesehen. Ich sah Manzio in dem kalten Mondlicht lächeln.

»Hör mal...« Ich räusperte mich und versuchte ein ernsthaftes Gespräch mit ihm zu führen. »Als ich ein Kind war, wollte ich immer in irgendwelche Höhlen und Katakomben klettern...«

Manzio zog die Augenbrauen hoch. »Und jetzt nicht mehr?«

Ich erinnerte mich plötzlich an damals. Wie viele Jahre hatte ich nicht mehr daran gedacht? Nur gelegentlich, wenn ich offene Löcher im Boden sah, Dampf der aus Kanaldeckeln aufstieg und eiserne Souterraintüren mit schweren Schlössern, wurde mir bewusst, dass es da etwas gab, das wie ein Schatten an meinen Fußknöcheln klebte. Dunkle Gänge und unterirdische Labyrinth mied ich seitdem — ob bewusst oder unbewusst.

»Zeig mir, was du mir zeigen wolltest und dann hauen wir ab«, sagte ich plötzlich und steckte trotzig die freie Hand in die Tasche, während ich ihn mit meiner Lampe anleuchtete.

»Das Geheimnis liegt nicht weit entfernt. Du kannst es an der Spinne erkennen.«

Manzio war verführerisch, wie der Gott Pan. Ich wusste nie so richtig, was er meint. Aber auf eine pathologisch reizvolle, verdrehte Art ergab das, was er aussprach, stets einen Sinn.

»Spürst du nicht die Wärme hier in diesem Gang? Die Temperatur steigt, je weiter wir gehen. Es ist später Oktober. Es ist sehr kalt und du wirst kaum noch



irgendwo eine Spinne im Gebüsch finden. Aber hier...« Er deutete auf das Fenster. »Der Heizraum ist ganz nahe. Hier steigt ständig Wärme auf, durch das kaputte Fenster. Die Kreuzspinne glaubt vermutlich, dass das der hässlichste August aller Zeiten ist. So fühlen sich Otto Normalverbraucher und Monika Mustermann auf dem Weg zu Arbeit.«

Er steckte sich eine Zigarette an. Der Lichtkegel seiner Taschenlampe, die er sich währenddessen unter den Arm klemmte, tanzte chaotisch auf den grauen Betonwänden.

»Ab jetzt wird's spannend«, brummte er und fischte nach etwas in seiner Tasche. Er zog einen Schlüssel hervor und ging zu der massiven Stahltür. Ich stellte mich hinter ihn. Ich spürte eine gewisse Wärme, wie eine künstliche Höhensonne, die sich gerade erst auflädt. Ich streckte meinen Arm aus und berührte die Tür. Sie war warm. Ich leuchtete auf die weißen Buchstaben: »*Heizraum. Unbefugten Zutritt verboten.*« Natürlich, was sonst? Warum wären wir sonst hier, wenn es nicht verboten wäre?

Manzio zog den Schlüssel wieder heraus und hielt ihn kurz vor meinem Gesicht.

»Frag lieber nicht, Digger«, flüsterte er mit einem verwegenen Blick.

Die Tür war erstaunlich gut geölt. Sie ging geräuschlos auf und wir traten ein.

Massive Wandschränke aus Metall erwarteten uns im Heizraum, mit grünen und weißen Lämpchen darauf. Nicht unbedingt psychedelisch, aber doch bei völliger Dunkelheit irgendwie spacig. Die Wärme hier fühlte sich gut an. Manzio raschelte mit den Schlüsseln und öffnete eine weitere Tür.

Es war eine Art Stauraum für Reinigungsmaterial und allerlei Zeug, das meine eigene Wohnzelle nie zu sehen bekam. Nachdem Manzio die Tür hinter sich verschlossen hatte, knipste er den Lichtschalter an der Wand an. Hässliches kaltes Licht überflutete uns. Wir waren umgeben von Chemikalien in Kartons, von Putzlappen, Besen und von einem Staubsauger.

»Fiese Sache hier, du wirst sehen...« Er zog eine leicht zerknüllte Tüte mit irgendwelchen Keksen und eine kleine, klischeehafte Flasche mit Weinbrand aus der Tasche. Diesen kleinen Flachmann, den Obdachlose mit Vorliebe an Tankstellen kauften.

»Hier endet die Zivilisation. Dieser Raum ist der letzte Vorposten. Dahinter ist der Orkus«, erklärte Manzio.

›Sehr theatralisch‹, dachte ich nur, sagte aber nichts.

Ich kaute eine Weile an dem Keks und blickte dann hoch zu ihm.

»Was ist das? Ist nicht gerade ein Verkaufsschlager, oder?«

»Das sind Hostien«, meinte Manzio ausdruckslos. »Mein Dad liefert die an einige Kirchen.«

Ich verzog mein Gesicht.

»Ist das häretisch oder so was?«

Manzio zuckte mit den Achseln.

»Ist doch nur Mehl, Wasser und Maizena. Ich würde sagen, solange das nicht ein Priester an sich nimmt, ist es erst mal nur eine Oblate in einer Plastiktüte.«

Er sah noch immer den Zweifel in meinem Blick.

»Mann, ist ja nicht so, dass ich die aus dem Tabernakel geklaut habe. Wir haben ungefähr zehn Kartons davon im Lager. Außerdem, wann warst du jemals in einer Kirche?«

Ich nahm noch einen Keks. Ich meine, eine Hostie... Ich meine, eine Oblate...

»Irgendwie süß«, stellte ich fest. »Ist das nicht... wohllebig, da Zucker reinzutun?«

»Wohllebig?« Manzio blickte mich kurz entgeistert an. »Was soll das denn sein?«

»Ich meine«, überlegte ich verkrampft, in der Hoffnung, dass bald die richtige Synapse zündete und mir den passenden Begriff aushändigte. »Ich meine... Na einfach nicht... äh, frugal genug...«

»Frugal?« Manzio machte nur eine abwehrende Handbewegung, während er einige der Kartons auf ihre Stabilität prüfte. »Du bist total dummgekiff. Abgefuckter Junkie.«

Ich kaute an der trockenen Oblate und spülte sie dann mit einem Schluck Weinbrand runter.

»Glaubst die Oblaten der Protestanten sind weniger süß?« murmelte ich mit einem verklebten Gaumen.

»Ganz bestimmt«, erklärte Manzio lakonisch, während er die Produktbeschreibung auf der Rückseite einer Flasche mit Reinigungsmittel studierte.

Wir tranken. Schwiegen.

Wie bin ich nur an Manzio geraten? Es war nur eine Frage der Zeit, bis wir zwei Schattengewächse uns erkannten und verbanden. Wenn ich abends, auf dem Weg zu meiner Wohnzelle an seiner Tür vorbeiging, roch ich nicht selten den markanten Duft von verbranntem Hanf. Es war nur eine Frage der Zeit.

Eines Tages klingelte es und er stand an meiner Tür. Er fragte mich, ob ich denn *Papers* hätte, was mich im Nachhinein verwunderte, da er in seiner Wohnung fast nur Bong rauchte. Ich vermute, er roch auch unentwegt das brennende Cannabis durch meine Tür und suchte nur nach einem Anlass, damit wir uns endlich kennenlernten, wofür ich ihm dankbar war. Von da an besuchten wir uns regelmäßig und sprachen über Gott und die Welt. Er besaß unzählige Bücher und es fiel nicht schwer, sich in seiner Nähe eine deutliche Spur dümmer zu fühlen. Doch um so erstaunter war ich, als er auf die Superhero-Comic-Sammlungen in meiner Wohnung weder mit Kopfschütteln noch mit einem gönnerhaften Lächeln reagierte, sondern sich auf die Regale stürzte und mit weitgeöffneten Augen die Hefte herauszog und ihre bunten Hüllen studierte.

»Das will ich verstehen«, murmelte er. Ich war zwar nicht sicher, ob er damit mein pathologisches Befinden als Comic-Narr meinte oder die Inhalte der DC-Comics, doch nur Tage später kam er zurück, brachte geliehene Hefte wieder und plauderte über deren Inhalt.

»Es geht um das, was zwischen den Bildern passiert«, meinte er, während wir einen Joint rauchten. »Zuerst denkt man, es handelt nur davon, durch die Gegend zu fliegen und mit den Bösen zu kämpfen. Aber der Reiz besteht darin, dass diese Leute ein Privatleben haben. Dass sie Probleme haben.« Er schwieg einige Augenblicke und sammelte seine Gedanken. »So wie Katana, in deren Schwert die Seele ihres ermordeten Ehemanns lebt.«

Manzio konnte jedes Gespräch in die *Twilight Zone* verwandeln.

»Oder Victor Stone, der...« Er gestikuliert mit dem Finger in der Luft, auf der Suche nach der verlorenen Synapse.

»...der Cyborg«, ergänzte ich mit erstickter Stimme, da ich gerade Rauch in meiner Lunge hatte.

»Ja, Victor Stone, der Cyborg. Ein zorniger, junger Mann, der vom eigenen Vater bei einem wissenschaftlichen Experiment am ganzen Körper verstümmelt und dann von ihm zu einer halben Maschine umgebaut wird. Mann, Väter haben so was drauf...«

Wir nickten, versunken in unsere eigene Vergangenheit und fühlten uns wie Vic Stone, der Cyborg. Wie Unfälle unserer Väter.

Einmal erzählte ich Manzio, dass ich gerne schrieb. Bereits als Schüler hatte ich mir bei langweiligen Fächern die Zeit verkürzt, indem ich auf meine Löschblätter kurze Geschichten schrieb, über den Weltraum oder über ferne exotische Orte. Da ich jedoch nie viele Bücher las und mit Comics aufwuchs, fehlte meinen Texten stets die nötige Reife und Reflexion. Erst als ich begonnen hatte zu kiffen, gesellten sich verstörende und befreiende Elemente hinzu, die das Geschriebene in einem kunstvolleren Licht erscheinen ließen. Ich schrieb nicht oft und nicht viel. Es waren nur Fetzen und Fragmente. Selten mehr als drei Seiten. Mal ging es um meine Kindheit und meinen Bruder Roman, mal darüber, wie ich den letzten Job verloren hatte. Ich las Manzio einige dieser Fragmente vor, mit brüchiger, ungeübter Stimme, während er geduldig zuhörte und zwischendrin mit seiner Bong blubberte.

»Bildung ist nicht alles«, philosophierte Manzio. »Wenn es so wäre, müssten die besten Bücher stets von Literaturprofessoren oder Buchkritikern stammen. Doch das ist nur äußerst selten. Es geht schließlich darum, was du siehst, wenn du durch die Straßen gehst. Die kleinen Details. Und ob du es durch deinen Verstand so filtern kannst, dass es in geschriebener Form für mindestens eine andere Person Sinn macht. Nicht das, was du in anderen Büchern gelesen hast. Sehr belesene Autoren wenden eine Menge Energie auf, um all das Gelesene auch wieder auszublenden.«

Manzio hatte einige Semester Kunstgeschichte studiert. Dann folgte ein Semester Literaturwissenschaften. Er wollte auch Philosophie nachlegen, kam aber nicht durch die Aufnahmeprüfungen. Sein Vater besaß einen italienischen Feinkostladen namens »Luigi's Delikatessen«, und Manzio versuchte ihm seit einigen Jahren zu erklären, dass der Apostroph vollkommen fehl am Platz war. Das

führte zumeist zu einem Streit zwischen Vater und Sohn. Ein Streit, dessen eigentlicher Inhalt stets Manzio selbst war. Der Sohn und sein Desinteresse, etwas Vernünftiges zu studieren, damit er nicht wie sein Vater, täglich um fünf Uhr aufstehen musste. Der Sohn und sein Desinteresse, wenigstens in Vaters Laden zu arbeiten, um eines Tages die Geschäfte zu übernehmen. Bis zum Horizont nur Klischees.

Es gab niemals ein Treffen zwischen uns, bei dem nicht exzessiv geraucht wurde. Es hätte seltsam gewirkt. Wir drehten einen Dübel nach dem anderen. Ich meistens nur pro forma, da seine viel schöner, viel phallischer, viel präziser aussahen. Dabei plauderten wir über alles, was uns in den Sinn kam. Manzio nannte es die Rhizomatischen Sitzungen, was immer das hieß.

Durch Manzio erfuhr ich, was Giftschränkliteratur ist. Denn das wiederum war »sein Ding«: das Studieren von politisch unkorrekten Büchern und befremdlichen Werken, die aus dem Zusammenhang ihrer Entstehungszeit gerissen höchst subversiv wirken konnten. Einige davon waren allerdings in jeglichem Zusammenhang unverdaulich.

Auf seine Art war auch Manzio ein Sammler. Das Thema war ihm gleichgültig. »Hauptsach< krass«, meinte er immer und grinste dabei unschuldig.

So zeigte er mir einen zerfledderten Südostasien-Reiseführer aus dem Jahr 1978, der sich an die damals aufkommenden Rucksacktraveller richtete. In den Empfehlungen wurde in dem Abschnitt »Nachtleben in Bangkok« von preiswerten Massagesalons und den billigsten Bordellen geschwärmt. Heute würde ein seriöser Verlag vermutlich einen Strafbefehl für dieses Kapitel bekommen. *Das Buch vom ES* von Georg Groddeck, das angeblich einen hymnischen Abgesang auf weibliche Vergewaltigungsphantasien darstellte, und die *Sexuelle Revolution* von Wilhelm Reich. *Notre-dame-des-Fleurs* von Jean Genet und *The Book of Lies* von Aleister Crowley gehörten genauso zu seiner Sammlung, wie *Feldzug gegen den Gral* von Otto Rahn, *Vier philosophische Monographien* von Mao Tsetung, die Goebbels-Tagebücher oder Kassetten mit den Liedern der Manson Family.

Und natürlich lernte ich durch ihn auch das Herzstück der politischen Unkorrektheit kennen: das Buch *Geschlecht und Charakter* von Otto Weininger, dem Bruce Lee der Giftschränkliteratur.

Alle diese neuen Namen und Begriffe nahm ich fasziniert auf, ohne wirklich eines der Bücher lesen zu wollen. Es schien mir, dass es manchmal interessanter ist, über Bücher zu hören, als sie selbst zu lesen. Vermutlich hätte ich aber früher oder später begonnen, in einigen davon zu schmökern, doch dazu sollte es nicht kommen. Unser gemeinsames Schicksal führte uns in den Untergrund, an einen Ort, an dem nur die Gegenwart herrschte und verstaubte Bücher keine Rolle spielten.

Ich trank wieder einen Schluck Weinbrand. Es war bereits kurz vor eins. Ich saß mit einem verrückten Intellektuellen in einer engen Besenkammer, aß Hostien, trank Schnaps und wartete auf etwas.

»Was ist passiert?«

Ich blickte hoch, denn ich verstand Manzios Frage nicht.

»Damals. Als du noch gerne in Katakomben geklettert bist.«

Plötzlich wurde mir bewusst, wie verschlossen und heimlichtuerisch ich war. Ich hatte gelernt, meine Alpträume zu verschweigen, und nie jemandem von der düsteren Begebenheit in der Kanalisation erzählt. Mein Leben war ein seltsamer Widerspruch. Ich war ein Nihilist, ein Faulpelz, stets verkrochen in seinem Loch. Doch obwohl ich mich seit frühester Kindheit so gewissenhaft von den Abläufen der Welt fernhielt, mich zuerst in meinem Kinderzimmer und später in verschiedenen winzigen Wohnungen in München verkroch, ereigneten sich in meinem Leben die seltsamsten Dinge. Als wollte ein zorniger Geist demonstrieren, dass es mir nicht bestimmt ist, die ruhige Kugel zu schieben und andere dafür bezahlen zu lassen.

## Fragment: Die Horrormaschine

Ich verstehe nicht viel von klassischer Musik. Sie ist manchmal schön und manchmal undurchsichtig. Wie eine Geliebte.

Doch ich wohne in einem Haus, in dem sie unentwegt erklingt. Ein Mietshaus, das mehr einem Studentenwohnheim gleicht. Ich begegne den jungen Musikern aus der ganzen Welt oft im Treppenhaus, während sie ihre Tuben oder Kontrabässe zu den mickrigen Wohneinheiten zerrren, die Herr Mahr, unser Vermieter und Hausmeister, Wohnungen nennt, die ich aber lieber als Zellen bezeichne.

Manzio und ich gehen selten vor drei Uhr morgens schlafen. Kein Wecker und keine Knute wartet auf uns. Keine kalte S-Bahn und kein kaltes Büro. Wir sind frei. Befreit von der schlimmsten Geißel neben der Erfindung der Werbeblöcke: befreit von einem Wecker.

Doch in den Morgenstunden stimmen meine Nachbarn ihre Instrumente und üben anschließend pflichtbewusst. Sie sind das genaue Gegenteil von mir, und ich bin ihnen dafür dankbar.

Hinter der Wand, gleich neben meinem Bett, lebt eine Pianistin. Sie heißt Satoko, und die Musik, die sie jeden Morgen pünktlich um acht Uhr anstimmt, besteht laut Manzio überwiegend aus Chopin und Mozart. Der wohnt ein Stockwerk tiefer, direkt unter Satokos Wohnung.

Ihre Finger sind wertvoller als mein Leben. Daran besteht kein Zweifel. Sogar durch die Wand kann ich spüren, dass ihr Klavierspiel etwas besonderes ist. Wäre ich ein Kunstfreund, müsste ich täglich heimlich Rosen vor ihre Tür legen und davon träumen, Champagner aus ihren Schuhen zu trinken. Zum Glück bin ich kein besonderer Kunstfreund. Aber ich wette, Manzio, mein Satyr und Einstiegshelfer in die Welt des Subversiven, hat solche Phantasien.

Auf der gegenüberliegenden Seite lebt ein Hornist. Das ist ein weniger glücklicher Umstand, verstärkt dadurch, dass er sich noch verbissen in der Welt der Tonleitern herumschlägt und hierbei nicht wirklich Fortschritte zeigt. Doch bei meinem kleinen Problem macht ihn das zu einem idealen Helfer.

Über mir wohnt ein Tenor. Noch ist er mehr ein Terror, der sich obendrein gerne am Klavier begleitet. Seine Stimmbänder sind wie Gewitter und die Arien wie Stürme, die in einer Herbstnacht die Schornsteine durchfegen.

Unter mir, direkt neben Manzios Zelle, lebt eine Violine. Violinen sind nicht leicht zu lieben. Sie sind wie schwierige Menschen, die wir als nachdenklich und leise kennen lernen und die uns dann mit ihren jähzornigen Ausbrüchen schockieren. So weiß ich nie, was unter mir als nächstes passiert.

Die Mehrfachbeschallung, die oft zu den seltsamsten Uhrzeiten stattfindet, ist natürlich streng kakophonisch und vermutlich nur noch mit Hilfe der Chaostheorie erfassbar. Doch ich bin nicht verärgert, dass ich mittags beim Geschmack des ersten Morgenkaffees stets das Gefühl habe, am Rande eines Orchestergrabens zu sitzen. Ich liebe meine Nachbarn, und sie wissen es nicht.

Die wiederkehrenden Alpträume suchen mich seit meiner Kindheit heim. Eine Horrormaschine in meinem Kopf. Sie kommen unangemeldet in unregelmäßigen Abständen. Saturnine Schergen. Mindestens einmal im Monat brechen sie die Grenzen der Realität nieder und offenbaren mir Dinge, die Gott in einem wenig schmeichelhaften Licht erscheinen lassen.

Im Morgengrauen wird der Schweiß auf meiner Stirn zu Tau. Dann finde ich mich wieder in einer Welt der Verdammnis und werde geführt an Orte, die nach Desinfektionsmittel und verbranntem Fleisch riechen. Ich werde gezwungen, in offene Wunden zu sehen, die mir wie Delikatessen offeriert werden. Ich sehe schwarze unterirdische Flüsse, die im Licht der Fackeln wie dunkler Wein rot schimmern, während sie von mir überquert werden.

Doch manchmal, wenn die Agonie am unerträglichsten wird und aus den Wunden Tiere kriechen, die Haut der Körper Flammen fängt, die zerschundenen Schöße der Frauen sich wie Pforten öffnen und der Blutquell blasse, dürre Leiber zu meinen Füßen heran spült — dann vernehme ich nicht selten die Stimme von Ariadne, deren Faden aus Klängen gesponnen ist. Und dann beginne ich mich inmitten meines Traums zu erinnern, zu begreifen, dass meine unbekanntenen Freunde da sind, damit ihre Zaubermusik das finstere Pathos verdrängt.

Erwachen.

Aufatmen.

Lauschen...

Bei den Klavierklängen von Satoko-san weiß ich, dass ich es hinter mir habe. Dass ich zurück bin. Zurück in einer Welt, die mir zwar hoffnungslos und trüb erscheint, die jedoch ohne Blutfontänen auskommt und ohne Motten, deren Flügel hysterisch gegen die Glaswände einer Laterne schlagen.

Ich verstehe nicht viel von klassischer Musik. Sie ist manchmal schön und manchmal undurchsichtig. Wie eine Geliebte. Doch für mich ist sie eine Freundin in der kalten, schweren Nacht. Ich werde hier niemals wegziehen können, denn die Stille im Morgengrauen wäre wie eine schwarze Leinwand für all den Schrecken, der heimlich in meinem Schädel lauert.



### 1.03 Claustrophilia

Nero, der Hund, war damals gestorben. Es geschah noch in derselben Nacht, nach unserem Gruppenausflug. Er hatte sich an der toten Ratte vergiftet. Irgendjemand meinte, dass solche Dinge einfach passieren. Mein Schulfreund Jirka, dem der Hund gehört hatte, saß tagelang stumm in seiner Bank und starrte ausgebrannt auf die Tafel. Wir anderen verstanden nicht wirklich, was in ihm vorging. Verlust kann erfahren, nicht erklärt werden.

Sechs Tage später, samstagabends, stand ich erneut vor dem Kanaldeckel. Doch diesmal war ich allein.

Die letzten Sonnenstrahlen brachen sich müde über dem Horizont und die westlichen Fenster der sonst grauen, tristen Hochhäuser verwandelten sich in unzählige goldene Spiegel, die das Viertel in ein rostiges, warmes Licht tauchten. Es war mir zuerst nicht möglich, den Deckel zu bewegen. Ich sah mich nach einer Metallstange um und versuchte es erneut mit Hilfe der Hebelwirkung. Es funktionierte. Ich hatte nach einer zehnminütigen schweißtreibenden Arbeit das eiserne Rad ein wenig beiseitegeschoben. Nun zwängte ich mich hastig in den Spalt hinein, denn ich wollte nicht, dass im letzten Augenblick ein pflichtbewusster Rentner beim Abendspaziergang meinen Plan vereitelte.

Unter der Erde hatte mein Vater das Sagen. Während hier im Norden der Stadt die Betonriesen wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden schossen, baute er dazu die unterirdischen Kanäle und Rohrleitungen. Er erschuf den Rachen der Stadt, seine Gedärme. Er holte Leitungswasser hinein und leitete das Abwasser hinaus. Er verlegte elektrische Leitungen und baute Wartungsschächte. Ich habe ihn stets beneidet um diese täglichen Abenteuer. Mit einem gelben Schutzhelm auf dem Kopf konnte er sich hier stundenlang aufhalten und nach Belieben durch die endlos wirkenden Gänge spazieren. Seine Arbeiter waren ein seltsames, gemischtes Volk — das erkannte ich schon als Kind. Es waren sogar einige Physiker und Chirurgen darunter. Männer, die während der *Normalisation* nicht bereit gewesen waren, ein Parteibuch zu beantragen oder irgendwann, irgendwo eine falsche Bemerkung über Mutter Partei gemacht hatten. Und Mütter schätzen keine Kritik.

Hier schickte man sie tagtäglich mit den raubeinigsten Trinkern auf den Bau, damit auch sie nach einer Weile raubeinige Trinker wurden und die Welt der Lichtpartikel und Nervenzellen ihnen wie ein ferner, absurder Traum erschien.

Im Gang angelangt, schaltete ich meine Taschenlampe ein und ging bedächtig los. Was wollte ich hier? Was trieb mich hinab in die Finsternis? Vielleicht die Lust an einem kleinen Geheimnis, die junge Knaben seit Menschengedenken in Schwierigkeiten bringt. Vielleicht ein Trieb. Perversion... Das Abenteuer, in die Innereien der Stadt hineinzuklettern. Schon als Fünfjähriger hatte ich fasziniert Geschichten über Jonas im Bauch des Wals gelauscht, oder gar von Baron Münchhausen, der ein ganzes Schiff in den Verdauungstrakt eines Wals steuerte. Etwas in mir verstand vom ersten Tag an, dass man zuerst verschlungen werden muss, um einen Weg hinaus zu finden.

Vielleicht wollte ich einfach nur mehr über meinen Vater erfahren. Er nahm sich zunehmend weniger Zeit für seine Familie. Nach Hause kam er meistens, wenn ich schon schlief. Oft tauchte er tagelang gar nicht auf. Mutter erzählte mir, das sei wegen der verstärkten Bauplanung in der Stadt, die ihn von uns fernhielt. Sie wirkte nicht sehr traurig, als sie mir das sagte. Außer Frage stand jedoch, dass mich mein Vater angesichts meiner unterirdischen Aktivitäten zu Hackfleisch verarbeitet hätte.

Feine Staubpartikel schwebten und irisierten in dem nun einsamen Lichtstrahl meiner Lampe und nach hundert Metern hatte ich die bereits beschriebene Biegung erreicht. Selbstbewusst ging ich weiter, doch nach weniger als hundert Schritten blieb ich stehen. Die Luft atmete sich gut, und ein weiterer kindlicher Aberglaube wurde widerlegt. Es konnte sich nur um eine Geschichte handeln, die uns Erwachsene eingeflüstert hatten. Jedes Kind sollte zuhause über die Jahre hinweg eine große Liste führen. Auf der einen Seite sollte es Striche machen für jede Wahrheit, die es von seinen Eltern zu hören bekommt, und auf der anderen Seite für jede Lüge. Für die Lügen sollte es allerdings deutlich mehr Platz auf der Liste einplanen.

Ich horchte an der großen Wasserleitung und stellte erstaunt fest, dass sie diesmal rauschte und plätscherte. Ich legte mich bäuchlings auf das Rohr und streckte mich aus. Meine Taschenlampe schaltete ich aus, denn ich wollte die Dunkelheit spüren. Erst jetzt, in einem Zustand absoluter Ruhe fühlte ich die feine

Vibration der Wasserleitung. Die Wassermasse, die dort unter meinem Leib vorbeiströmte, ergriff mich. Ich wollte dazugehören und in einer psychedelischen Jagd durch die Gänge rasen, immer schneller, vorbei an Filtern, Gittern und Turbinen, bis zu der Stelle, wo das Wasser sich in die Moldau ergoss.

Rasch richtete ich mich auf, um mein Hemd auszuziehen. Ich fröstelte, doch ich wollte es genau wissen. Tief atmete ich den Geruch der feuchten Wände ein, das Fluidum einer geheimnisvollen Welt, und ergötzte mich an dieser maßlosen, unerschöpflichen Freiheit des Handelns und Fühlens. Ich streckte die Arme aus, als wäre ich ein Flugzeug, und ließ mich von meiner Phantasie durch die tropische Nacht tragen. Die Motoren brummten sanft unter meinem Brustkorb. Links unten Jakarta und schon bald vor uns: Singapur.

Ich schloss die Augen.

Nach einer Weile stand ich wieder auf und ging weiter durch den Tunnel. Ich glitt geradezu entlang der Wasserrohre.

Der Gang endete in einem Raum, vielmehr in einer großen Nische, in der einige schwere Maschinen standen. Ich blieb dort stehen und leuchtete die raue Betonwand entlang. Plötzlich fingen meine Ohren ein entferntes Geräusch ein. Ich zuckte zusammen und sank instinktiv auf die Knie. Hektisch tastet ich am Gehäuse der Taschenlampe, bis es mir gelang, sie auszuschalten.

Ich konnte nur noch lauschen, vorbei an meinem pochenden Herz und meinem Atem. Da war es wieder. Es waren Stimmen, ferne Schreie. Auf eine seltsame Art weinerlich und roh.

Ich knipste das Licht wieder an und orientierte mich. Die Stimmen kamen aus einer Abzweigung, die sich zu meiner Linken befand. Ich sah mich um, blickte zurück in die dunkle Tiefe des Gangs hinter mir und dachte an das einzig Richtige: zurückzugehen. Doch diese Welt besteht nicht aus den Früchten richtiger und braver Entscheidungen. Sie ist durchgerüttelt von unlogischem Verhalten und unerklärlichen Zwängen. Und so sah ich wieder nach vorne und begann meinen langsamen Gang auf den Ärger zu.

Nach zehn Metern schaltete ich die Taschenlampe aus und schlich nur noch blind weiter. Meine rechte Hand glitt dabei über die grobe Wand, als versuchte sie, meine Augen zu ersetzen. Die Stimmen wurden immer lauter. Ich begann zu

verstehen, dass sie nicht in meiner Sprache redeten. Es hörte sich wie Deutsch an, doch das sprach ich damals noch nicht.

Ich erreichte eine weitere Kreuzung und blickte vorsichtig um die Ecke. Nur wenige Meter entfernt sah ich zwei Männer im Schein eines rostigen Lichts. Der eine war an ein dünnes und endlos erscheinendes Rohr gekettet, das unter der Decke angebracht war. Er hing in seinen Fesseln und über sein Gesicht strömte Blut. Er hustete trocken, während sich der Speichel auf seiner Unterlippe zu langen Fäden verband und vor seine Füße tropfte. Der andere schwieg in diesem Augenblick. Er ging nachdenklich in diesen engen Katakomben auf und ab, als würde er seinen nächsten Schritt überlegen.

Dann sah er kurz hoch zu dem Gefangenen und rief ihm halbleise etwas zu, das ich nicht verstand. Der Hängende röchelte und schluckte schwer. Der andere drehte sich nun vollständig um und ließ mich dadurch sein Gesicht sehen. Er besaß dichte Augenbrauen, unter denen graue, starre Augen leuchteten, und kantige Lippen. Er wirkte unausgeschlafen und gereizt.

Gegen den kalten Betonstein gedrückt, bemerkte ich, dass mein Herz wie eine Lokomotive pochte.

Der Mann sprach nun ganz leise, als erklärte er dem Hängenden schüchtern seine Gefühle. Dann plötzlich lief eine Welle des Zornes über sein Gesicht. Er trat auf den Gefangenen zu und ich sah etwas in seiner Hand aufblitzen. Der Hängende kreischte los, während der wütende Mann sich an einer der beiden, am Rohr befestigten Hände zu schaffen machte. Nur Augenblicke später hielt er dem heulenden Kerl seinen eigenen Finger unter die Nase.

Unkontrolliert warf ich mich zurück um die Ecke und saß dort starr im Dunkeln, während ich die Hand auf meinen Mund presste. Aus der Finsternis drangen Schreie zu mir, immer lauter und immer scheußlicher. Ich versuchte, meinen Arm um den Kopf zu legen, um so die Ohren zu verschließen. Doch ich konnte die unverständlichen Sätze des Folternden nicht überhören. Sie brannten sich in mein Gedächtnis ein, wie die Inschrift auf einem Grabstein: »Fila vidakóme? Fila vidakóme?«

Dann wurde es still. Meine Augen waren noch immer zusammengepresst und meine Arme um den Kopf gefaltet. Nur langsam hob ich meine Augenlider und senkte meine Ellbogen.

Er stand über mir. In seiner Hand hielt er eine elektrische Laterne, mit der er in mein Gesicht zielte. Ich saß starr und zitterte wie ein in die Ecke gedrängtes Kaninchen. Sein zweiter Arm tauchte aus dem Licht und griff nach meinem Hemd. Mühelos hob er mich auf und stellte mich auf die Beine. Ich taumelte, doch sein fester Griff wanderte zu meinem Kragen und hielt mich wie eine Holzpuppe auf den Beinen. Ich spürte eine heiße Flüssigkeit entlang meiner Oberschenkel rinnen. Er führte mich an meiner Hand wie ein Opferlamm um die Ecke. Dort hing halb bewusstlos der andere Mann in seinen Fesseln und wimmerte leise.

Ich wurde ihm gegenüber abgestellt und rutschte apathisch zu Boden. Zeit fühlte ich keine mehr. Ich war nur ein starres Bündel aus Reflexen und Zuckungen. Wie ein Insekt in Spinnweben.

Der Mann, der die Situation kontrollierte, holte schließlich eine Pistole hervor und sagte ein kurzes, leises »Vivenden ak ondi fende.«

Dann drückte er sie gegen den Kopf des klagenden Gefesselten und ich hörte zum ersten Mal mit eigenen Ohren dieses charakteristische Geräusch. Es klang anders als im Fernsehen. Es war laut und trocken und hallte noch lange aus den dunklen Gänge der Kanalisation zurück.

Es gibt so wenig zu sagen über das, was dann geschah. Der Unbekannte neigte sich zu mir, die rauchende Pistole noch immer in seinen Händen, und sah mich ausdruckslos an. Er mochte dort zehn Sekunden verharren haben, oder Stunden. Ich erinnere mich nur an einen Geruch nach Silvester-Feuerwerk und an den Druck seines Arms, während er mich hochhob und mit mir durch die dunklen Korridore schritt. Ich verlor schließlich das Bewusstsein.

Als ich erwachte, standen zwei Polizisten über mir. Sie trugen grüne Mützen mit den zweischwänzigen Löwen und redeten auf mich ein. Es war bereits Nacht, doch ich spürte noch die Hitze des Tages im Asphalt des Gehsteigs. Die Polizisten diskutierten mit einigen Passanten und schließlich wurde ich taumelnd in ihr Auto verfrachtet, auf den Rücksitz des orangeweissen Shiguli. Im Auto roch es nach kaltem Zigarettenrauch und Benzin. Wir fuhren durch die nächtliche Stadt, nur wenige Straßen weiter, zu der nächsten Polizeistation.

Ich sagte kein Wort. Ich antwortete nicht auf Fragen, und die Stimmen der Menschen um mich erschienen mir hohl und bedeutungslos. Ich schwieg auch, als mich meine Eltern abholten. Sie wirkten gereizt und aggressiv. Ich vermute, mein

Vater hätte unter anderen Umständen Schwierigkeiten bekommen, doch als bedeutender Städteplaner in diesem Viertel war er nicht ganz ohne Einfluss. Doch vermutlich musste er meinetwegen einige Gefälligkeiten verspielen.

Ich wurde nach Hause gebracht und schwieg ganze drei Tage. Genauso wie Jirka.

Seit diesem Tag ist nie wieder etwas gewesen wie zuvor.

So viele Menschen möchten es vermeiden, sich wie Dutzendware zu fühlen. Sie möchten Individuen sein. Sie möchten aufregende Dinge erleben und bedeutend sein. Und so viele sind bereit, alles dafür zu geben, um Kontrolle über ihr eigenes Leben zu besitzen. Doch es gibt keine Kontrolle. Es gibt nur Entscheidungen. Am Ende gibt es stets nur zwei Arten von Menschen. Jene, die den Kolonialwarenladen des Schicksals betreten und sich dort nach Lust und Laune bedienen und dabei riskieren, an ihrer Kühnheit zu scheitern, und jene, die im Dunkel der Nacht verharren und zitternd bangen, dass der Handlungsreisende der Bestimmung an ihre Tür klopft. Der dunkle Mann mit dem Universalschlüssel, den keine Tür ein- oder aussperren kann.

Wir Menschen sind nicht ebenbürtig im Augenblick unserer Geburt, und einigen von uns bleibt sogar die Geburt selbst verwehrt — doch in der Einsamkeit des Todes sind wir alle gleich. Niemand ist so emanzipiert und frei von Vorurteilen wie der Tod. Durch die Hintertür hatte ich mich heimlich in eine Welt geschlichen, die ich noch gar nicht verstehen konnte. Doch ich hörte an diesem Tag auf, an Zufälle zu glauben. Ich hörte auf, all die naiven Lügen zu glauben, die man den Menschen erzählt, damit sie stillhalten.

Und ich besaß ein Geheimnis.

Manzio hatte nachdenklich meiner Geschichte gelauscht und schien zu begreifen, dass er der erste Mensch war, dem ich davon erzählte.

»Hast du erfahren, wer das war?«

»Als mein Vater am nächsten Tag aus der Arbeit kam, war er recht unruhig und erzählte meiner Mutter, dass sich in einem der neuen Kanalschächte ein Mann erschossen hatte.«

»Wusste man warum?«

»Ich glaube mein Vater hatte erzählt, dass der Mann nicht ganz richtig im Kopf war und viel trank. Angeblich soll er von seiner Frau verlassen worden sein. Aber ich wusste in diesem Augenblick, dass mein Vater log.«

Manzio nickte nachdenklich. Dann nahm er wieder einen Schluck Weinbrand und reichte mir den Flachmann.

»Hat dich das... Quasi... Verändert?« fragte er zögerlich.

Ich zog meine Mundwinkel nach unten und dachte einige Augenblicke nach.

»Wenn ich jetzt so zurückdenke, glaube ich, dass es mich leiser gemacht hat.«

»Leiser?«

»Nachdenklicher...« Ich überlegte, ob ich ihm die ganze Wahrheit sagen sollte. Was konnte es schaden?

»Danach begannen die Albträume.«

»Albträume?«

»Ich träume manchmal Sachen...« Darüber zu sprechen verursachte mir Unbehagen, als hätte jemand in diesem Kämmerchen die Temperatur erhöht und begonnen, die Luft raus zu saugen. »Blutige Sachen... Aber in einer Echtheit, die normale Träume blass erscheinen lässt. Hast du auch solche Albträume?«

Manzio schüttelte den Kopf.

»Dachte ich mir«, sagte ich leise. »Ich hatte als Kind geglaubt, dass jeder solche Albträume hat. Irgendwann fing ich an zu verstehen, dass mit mir etwas nicht stimmte. Meine Eltern brachten mich zu einem Psychiater, als ich dreizehn war. Dort erfuhren sie, dass ich an einer affektiven Psychose litt. Während sie über mich sprachen, als wäre ich nicht im Zimmer anwesend, fielen Begriffe wie »*endogene Depression*« und »*Zyklothymie*«. Natürlich hatten meine Eltern keine Schwierigkeiten, es sofort zu glauben. Einer braucht sich nur einen weißen Mantel umzuhängen und schon hat er jedermanns Vertrauen.«

»Das ist eine krasse Story. Kein Wunder, dass du ´n Hau weg hast.«

Er lachte leise auf und stieß mich mit dem Ellbogen an.

Idiot, dachte ich nur. Wer schleppt hier wen mitten in der Nacht zu einem Stelldichein in der Besenkammer? Ein wenig bedauerte ich, Manzio mein Geheimnis anvertraut zu haben, denn zumindest in diesem Augenblick fühlte ich mich dadurch nackt und angreifbar.

»Wohin führen die Türen eigentlich?« fragte ich, um das Thema zu wechseln.

»Dunkle Keller und Lagerräume und endlos erscheinende lange Gänge«, erzählte Manzio. »Das muss alles noch vor dem Krieg entstanden sein. Ein Netzwerk aus Luftschutzbunkern und Vorratskammern. Ich habe mich da nur kurz umgesehen.«

Ich hörte ihm nur mit halben Ohr zu und blickte besorgt auf meine Uhr.

»Er wird kommen«, versicherte mir Manzio mit leiser Stimme. »Das Böse kommt immer... Es braucht keine Hoffnung.«

An der Wand hing ein alter chinesischer Kalender. Die Farben waren blass und der Druck etwas unscharf. Ich konnte nicht sagen, welchen Monat das oberste Blatt darstellte. Vermutlich etwas Sommerliches. Doch das Jahr war zweifelsohne 1984. Der Kalender schien seit dem nicht mehr gewendet worden zu sein. Das Foto zeigte lachende Schüler. Sie trugen gelbe Latzhosen, weiße Hemden und die unmissverständlichen roten Tücher um den Hals. Ihre Hände streckten sich hoffnungsvoll gegen den Himmel und ihre Gesichter strahlten lachend. ›Sie sind heute alle in meinem Alter‹, dachte ich. ›Erleben vielleicht dieselben Dinge. Frauen. Geldprobleme. Konflikte mit Vätern.‹ Ich musterte die eleganten chinesischen Zeichen entlang des Fotos. Erst langsam wurde mir bewusst, dass dieser alte Kalender genauso widersprüchlich und rätselhaft war, wie die vier Kraniche neben dem Hauseingang.



## 1.04 Roman

Ich habe meinen Bruder seit Jahren nicht gesehen. Und doch ist er in meinem trüben Rückblick auf ein Familienleben eine Ausnahme. Mein kleiner Bruder. Ich liebe ihn. Es ist schade, dass wir so unterschiedlich sind und das Leben uns beide in verschiedene Richtungen treibt. Ich hoffe, er behält stets die Zügel in der Hand und bezahlt keinen zu hohen Preis für seine Eskapaden. Ich habe meinem Bruder viel zu verdanken. Allem voran, dass er nach mir kam und somit die Aufmerksamkeit meiner Eltern auf sich lenkte. So konnte ich leichter und unbehelligt in meiner eigenen Welt leben.

Im Gegensatz zu mir hatte Roman einen wesentlich ausgeprägten Familiensinn. Er fand stets, dass wir alle zusammengehörten und dass man gemeinsam in den Zoo gehen sollte. Er war es stets, der meine Eltern am Freitag an den Ärmeln zog und fragte, ob wir am Wochenende einen Ausflug in die Natur unternahmen. Ich dagegen war der Eskapist, der *Otaku* — er war der Sportler und Daddys große Hoffnung.

Das Bild bekam seine ersten Risse, als ich fünfzehn war und Roman dreizehn. Mein Bruder zeigte großes Interesse an meinen Comics. Mir war ganz klar, dass nun auch er entdeckt hatte, dass Supergirl einen so kurzen Rock besaß, dass man ganz leicht ihre Unterwäsche sehen konnte, und dass das Kostüm von Halo und Black Canary keinen Wunsch offenließ. Also erklärte ich Roman, dass ich ihn kaltblütig töten würde, wenn er jemals eine Seite knicken, zerschneiden oder beschmieren sollte. Nachdem das geklärt war, ließ ich ihn an meiner damals noch kleinen, wertvollen Sammlung teilhaben. Ich war überrascht, dass er schon bald einen Papierblock in die Hand nahm und viele der Bilder recht überzeugend nachzeichnen konnte. Perspektiven und Größenverhältnisse waren ihm damals noch fremd, und viele der Skizzen wirkten am Anfang misslungen, doch schnell wurde mir sein Talent bewusst. Auch unser Vater erkannte es und sprach zufrieden davon, dass Roman technische Zeichnungen leichtfallen würden, sollte er ebenfalls die Laufbahn eines Ingenieurs einschlagen.

Ich empfand keinen Neid wegen seines Talents. Statt dessen träumten wir von jetzt an davon, Comic-Autoren zu werden. Ich sollte die Storys schreiben, er würde sie zeichnen. Doch obwohl Romans Fähigkeiten zu zeichnen wuchsen und reiften,

wurde ich immer unzufriedener mit den Resultaten, da er immer weniger Power Woman und Batgirl zeichnete, sondern sich auf Green Lantern, den roten Blitz, Batman oder den Hawkman spezialisierte. Die Wand über seinem Bett war geschmückt mit Bleistift- und Pastellzeichnungen von muskulösen Superhelden in den verschiedensten Verrenkungen und Sprüngen.

Pubertär, getränkt im eigenen Testosteron, stand ich davor und spürte noch den Geruch von Desinfektionswasser auf den Pickeln in meinem Gesicht — und es fiel mir wie Schuppen von den Augen.

»Roman ist schwul. Haha — ha. So geil. Schwul. Haha — ha«, begann ich lachend zu schreien. Ich dachte damals, wie phantastisch das wäre, wenn der Lichtkegel all der väterlichen Aufmerksamkeit komplett auf das neue Sorgenkind abwandern würde. Das Auge Saurons soll sich doch mal mit Roman beschäftigen. Wenn er nicht so perfekt wäre, würde meine Schafswolle nicht mehr so schwarz anmuten.

»Ruhe!« donnerte es erwartungsgemäß aus dem Wohnzimmer. Nun, es donnerte nicht unbedingt. Mein Vater war eher ein stiller Mann, dessen Stimme sogar dann recht dünn und emotionslos klang, wenn er schrie.

Er nahm die anachronistische Pfeife aus dem Mund und sah mich tadelnd an. Jetzt, in diesem Moment, in dem ich daran denke, spüre ich diesen unangenehmen Geruch, der uns die gesamte Kindheit begleitete. Heute noch empfinde ich ein unangenehmes Stechen im Hinterkopf, wenn ich im Vorbeigehen brennenden Pfeifentabak rieche.

Er trug eine altmodische graue Strickjacke, die ihn stets bieder und streng aussehen ließ, und hielt noch die gefaltete Zeitung in der Hand, die er offensichtlich gerade gelesen hatte.

»Bist du nicht zu alt, um hier herumzubrüllen und Unsinn zu erzählen?« herrschte er mich an. Er war kein Mann langer Sätze und großer Worte, und so war das hier für seine Verhältnisse bereits eine halbe Ansprache. Ich grinste schuldbewusst und sah auf den Boden.

»Hast du sonst nichts zu tun?!«

Ich sah Vater kurz an. Etwas in seinen Augen war anders als sonst. Natürlich verstand ich sehr wohl das Tabu, das ich hier berührt hatte. Zumindest soweit ein

pubertierender Knabe es verstehen konnte. Was war es nur, das ich in seinen Augen sah? Ohne Zweifel, es war Angst.

Damals verkroch ich mich lieber in meine Ecke und starrte mechanisch in ein Biologiebuch. Meine Mundwinkel zuckten noch immer, während ich mir auf die Unterlippe biss.

Als ich kurz hochsah, stand Vater noch immer da und blickte meinen Bruder lange schweigend an. Roman saß ratlos auf seinem Bett, umgeben von den eigenen Bildern und Plakaten. Er hatte ein unschlüssiges Lächeln auf den Lippen, schien jedoch nicht zu verstehen, worum es ging. Mein Vater starrte ihn an, die Bilder. Damals begriff ich nicht, wie fassungslos er über die Büchse der Pandora war, die hier jemand geöffnet hatte. *Welcome To The Pleasuredome!*

Dann verließ er wortlos das Zimmer.

Erst Minuten später fiel mir auf, dass er die Zeitung nicht einfach in seiner Hand gehalten hatte, sondern sie geradezu mit einem verkrampften Griff zusammengeknüllt hatte.

Es war sicher kein Zufall, dass ich einige Wochen später in der Nacht einen Streit meiner Eltern mithörte. Während Roman am anderen Ende des Zimmers ruhig atmete, hatte ich nicht selten Schwierigkeiten einzuschlafen. Mein insomnisches Leben zeichnete sich damals bereits ab. Ich hörte nur die Spitzen des Gespräches und deshalb drückte ich mein Ohr an die Wand, um den aggressiven Dialog im Schlafzimmer meiner Eltern besser zu verstehen.

»Der erste ist ein verschlagener Schwächling und Bettnässer. Und der andere... Aus dem wird noch etwas Schlimmeres, wenn ich es zulasse. Sag mir also, worüber ich mich freuen soll.«

»Du beurteilst sie falsch«, erwiderte meine Mutter mit brüchiger Stimme. Sie war bekannt für ihr sauberes Tschechisch, das sie ohne Umgangsworte und ohne Dialekt sprach. Bevor ich zur Welt kam, war sie Lehrerin an einer Hauptschule in Prag gewesen. Ihr Deutsch dagegen klang ordinär. Vielleicht deshalb, weil sie es zumeist nur betrunken sprach.

»Sauf dir die Wahrheit nur schön«, brummte mein Vater. »Du hast sie schließlich zur Welt gebracht.«

Männer haben diese Gabe, nicht wahr? Diese Sätze, die ihnen so rausrutschen und sich in die Herzen der Mütter, der Ehefrauen, der Gefährtinnen bohren. Als

wären sie erschaffen, um zu verletzen. Dornige Wesen mit scharfen Kanten, dazu bestimmt, sich an weichen, zerbrechlichen Gegenständen zu reiben.

Ich starrte in die Dunkelheit. Um wirklich bestürzt zu sein, war ich bereits zu alt. Es war mehr ein Gefühl von Wut, das mich überkam. Der Zorn darüber, dass Menschen die Macht haben, andere Menschen in die Welt zu bringen.

Den Rest der Nacht lag ich unter meiner Decke und plante meine Flucht, meinen Ausbruch aus dieser Familie, meine Freiheit.

Ich bin nie geflohen. Vielleicht hatte mein Vater recht und ich war ein Schwächling. Aber immer wenn ich Roman ansah, fühlte ich mich schuldig. Ich hatte meinen Vater auf einen technischen Defekt hingewiesen, der ihm sonst vielleicht gar nicht aufgefallen wäre. Und er hatte vor, den Fehler zu korrigieren.

Mit mir sprach er immer weniger, und es schien, als ob ich eine Art Waterloo für ihn darstellte. Doch Roman war nun gefordert. Er musste allein Bierkästen aus dem Auto in die Küche schleppen, noch härter Sport treiben und die Wochenenden mit Vater in der Garage verbringen. Dort machte er sich mit Sägen und Bohrmaschinen vertraut und lernte einen Reifen zu wechseln und Beton zu mischen.

Ich war inzwischen siebzehn und lebte in einem Universum, das niemand mehr verstand. Ich wollte mit achtzehn ausziehen. Und ich wusste, meine Eltern würden sich mir nicht in den Weg stellen.

Meine Mutter liebte mich bis zum letzten Augenblick. Aber ihre Welt und die meine hatten sich so sehr voneinander entfernt, dass es kaum eine Möglichkeit für uns gab zu kommunizieren. Denn ich lebte in Tagträumen und sie hinter einem Schleier aus Alkohol und Beruhigungstabletten. Sie konnte nur noch ihre positiven Gefühle für mich zum Ausdruck bringen. Für mehr reichte ihre Kraft nicht. Und in diesem Alter, an diesem Wegabschnitt, hatte ich nicht viel Interesse an Muttergefühlen.

Das Kartenhaus genannt Familie brach irgendwann endgültig zusammen. Vater hatte keine Chance. In Roman reifte etwas heran, das tausendmal stärker war als Vaters Wunschdenken. Und um uns herum, in den ausklingenden Achtzigern, entstand eine neue Welt, mit der es nicht schwerfiel in Resonanz zu treten. Mein Vater war machtlos gegen Frankie Goes To Hollywood und Bronski Beat. Er war machtlos gegen Oscar Wilde, der sich noch über Jahrhunderte hinweg wie ein

Gespenst an allen homophoben Vätern rächen wird. Roman wollte kein Architekt oder Ingenieur werden, er liebte es zu tanzen. Er trieb gerne Sport, doch insgeheim träumte er nur davon, damit seinen Körper zu vervollkommen und wie jene Helden auszusehen, die er in meinen Comics sah. Als er begriff, dass es in den Großstädten Orte gab, an denen niemals endende Partys stattfanden und Marc Almond wie ein Gott verehrt wurde, schmiedete auch er Fluchtpläne.

Irgendwann hatte er keine Lust mehr, Vaters Handwerksgehilfe zu sein, und er sagte es ihm geradeheraus ins Gesicht. Ein intensiver Streit brach aus. Meine Mutter lallte in gebrochenem Deutsch etwas dazwischen, doch niemand nahm sie wahr. Ich stand abseits und beobachtete Roman. Sogar als Hetero konnte ich nicht übersehen, was für ein athletischer und zugleich charismatischer junger Mann aus ihm geworden war. Ich wirkte neben ihm wie ein verwahrloster Junkie.

»Wenn sich schon alles um mich drehen muss, wieso ist dann alles, was ich sage, immer nur Unsinn?« beschwerte sich Roman laut. »Wieso spielt es keine Rolle, was ich will? Wieso kannst du mich nicht verstehen?!«

»A co to má být? — Was soll das sein?!« In Vater brodelte es, während er ins Tschechische verfiel. Sein Zorn zeigte sich nicht durch lautes Brüllen. Stattdessen blickte er an einem vorbei und die Augen hinter der grauen Plastikbrille bekamen einen glasigen Ausdruck. »Was soll ich verstehen?« brummte er nervös. »Was soll ich verstehen? Du bist in einem schwierigen Alter. In Ordnung? Wie dein Bruder.« Er zeigte auf mich, als wäre ich eine Figur im Kabinett von Madame Tussauds. Ich sah nur auf Roman zurück und versuchte ihm mit meinem Blick zu sagen: »Warte nur einige Sekunden und du wirst genauso ein *Unfall* sein wie ich.«

»Du stehst an der gleichen Gabelung. Vor Entscheidungen! Ich werde nicht zulassen, dass du dir Chancen verbaust, die ich nie hatte.«

»Dann ist es meine Gabelung. Meine Entscheidung«, erwiderte Roman auf Deutsch. Er wollte nicht, dass die Auseinandersetzung in Tschechisch geführt wurde, da er viele Worte bereits vergessen hatte und das Sprechen in seiner alten Muttersprache ihm schwerfiel. »Ich will kein Architekt, Ingenieur oder Landvermesser sein. Das hat mit mir nichts zu tun. Ich will meinen eigenen Weg gehen.«

»Weg? Was für ein Weg?« Vater kam Roman bedrohlich nahe und zischte mit zittriger Stimme: »Sag's mir. *Was* für ein Weg?«

»Ich will es einfach herausfinden, OK? Ich will nach München gehen und es herausfinden.«

Vater schlug sich auf die Stirn und starrte kurz zur Mutter hin. »Hörst du das? Hörst du das? Er redet schon wie der andere. Wir hätten sie schon vor Jahren trennen sollen.« Er wandte sich wieder Roman zu und dirigierte ihm mit seinem Zeigefinger unter der Nase. »Jeder kann es dir sagen. Jeder! Wenn du in diesem Alter die falsche Abzweigung nimmst. Das... Das wird dich dein ganzes Leben begleiten. Verstehst du? Dein ganzes Leben lang! Bewerbungen. Stets ein Problem. Geld. Stets ein Problem. Familie. Stets ein Problem...«

Roman zitterte am ganzen Körper und blickte durch den Raum. Er sah Mutter an, er sah mich an, er sah zurück zu Vater.

»Ich pfeife auf Familie«, bellte Roman los. »Ich pfeife auf Frauen.«

»Weil du jung bist«, erwiderte Vater. Seine Stimme glich beinahe einem konspirativen Flüstern. »Das wird nicht immer so sein.«

»Du kapiertest es wirklich nicht, oder?« raunte ihm Roman zu. »Das Wort heißt *schwul*. Fang an, dich daran zu gewöhnen. Du wirst es immer öfter hören...«

Der Effekt war entsprechend. Mein Vater schwieg einige Augenblicke. Er sah sich um und suchte nach Orientierung.

»Ich will das nicht hören...«, brummte er schließlich und es war zu spüren, wie sich unter dem Topfdeckel Dampf sammelte. »Du hast keine Ahnung, wovon du redest! Schmink dir das ab, hörst du!«

»Abschminken?« Roman lachte hysterisch. »Das ist nichts, was man sich abschminkt. Das bin ich!«

»Nimmst du Drogen, Junge?!«

Die Mundwinkel unsers Vaters waren tief nach unten gezogen und er stieß mit seinem Zeigefinger gegen Romans Brustkorb. »Was für Drogen nimmst du? Sicher etwas, das deinen Verstand kaputt macht...«

Unsere Mutter war inzwischen an die Wohnzimmerkommode getreten, zog aus einer der Schubladen einen Blister und drückte sich zwei Tabletten in die Hand. Sie warf sie entgeistert in ihren Mund und blickte uns starr an.

»Es ist nur eine Phase«, äußerte sie aus dem Hintergrund mit kratziger Stimme.

»Wenn´s eine Phase ist, werde ich ihm schon nachhelfen, dass sie umso schneller vorbeigeht«, zischte Vater ohne sie anzusehen.

Roman zog in der Eskalation nach. Er begann Vater zu verhöhnen. Als älterer Bruder hätte ich ihm bescheinigen können, dass das ein Fehler war. Doch dafür blieb keine Zeit.

»Hey, akzeptier´s einfach, OK! Wenn du an einer Baustelle vorbeigehst, siehst du nur den Job, den du drüben hattest und hier in Deutschland nicht mehr haben kannst. Aber wenn ich an einer Baustelle vorbei gehe, suche ich nur nach gutgebauten Kerlen mit Schutzhelmen.«

Das waren halt die Achtziger. Geschmacklich vollkommen wirr. Das Klischee des muskulösen Bauarbeiters in engen Jeans hatte es mir angetan und ich brach am Ende von Romans Satz in Gelächter aus. Mein Vater sah mich einen Sekundenbruchteil an und seine Augen verengten sich. Als hätte er nun alle Zusammenhänge verstanden und erkannt, dass die Schuld an der ganzen Misere bei mir zu finden sei. Bei mir, dem Satan. Er stürzte sich auf mich, was dazu führte, dass Roman sich auf Vater stürzte und unsere Mutter kreischend um diesen Tumult herumlief.

»Ich will, dass ihr mein Haus verlasst!« röchelte er. »Ich will, dass ihr mein Haus verlasst!«

»Das hier ist keine Familie, das ist die SS!« schrie Roman und fuhr wütend herum.

»Du kannst sie nicht rauswerfen«, krakeelte Mutter. »Sie sind noch nicht volljährig...«

»Das werden wir sehen«, schnauzte ich zurück und verschwand in meinem Zimmer.

Ich habe Probleme mit der Annahme, dass diese Tage die »Ursache«, der »Grund« dafür sind, dass ich bin, wie ich bin. Ich glaube, die geschilderten Ereignisse waren einfach nur Indikatoren, Taxameter eines Prozesses, der nicht aufzuhalten war. Roman ging schließlich nach München und Hamburg und Sydney und Los Angeles und cruiste durch jeden Darkroom und Gayclub, der ihm in den Weg kam. Das fiel ihm leicht. Er war schließlich Eros und Adonis in einer Person. Diese Entwicklung hätte man niemals aufhalten können, und in dem Augenblick, als Roman das Licht der Welt erblickt hatte, standen diese Dinge unabwendbar

fest. Vielleicht war nur das exzessive Schmecken des Lebens, die Sucht nach Erfahrungen, dem schnellen Sex, der Szene, der Droge und dem neuen Kick, etwas, das unmittelbar mit seiner Kindheit zu tun hatte. Der Versuch, so andersartig wie nur möglich zu werden. Sich von der Welt der Eltern soweit wie möglich zu entfernen. Ohne den Konflikt mit unserem Vater hätte er es sicherlich etwas sanfter angehen lassen.

Es war bedauerlich, dass ich Roman so schnell aus den Augen verlor. Ab und zu bekam ich von ihm provokante Postkarten. Irgendwann wurde es still, und ich wusste nicht mehr wo er war.

Mein Vater war kein schlechter Mensch. Er war ein Ingenieur und ein Städteplaner, der sich aus Gründen, die sich mir stets entzogen, dafür entschied, in den Westen zu emigrieren, was für ihn nur mit Nachteilen verbunden war. Direkt aus dem Asylheim in Murnau zogen wir nach Rosenheim. Vaters Qualifikation schien niemanden zu interessieren. Obwohl er nicht lange gebraucht hatte, um auf Oberbayerns Baustellen zu einem Vorarbeiter aufzusteigen, konnte sich seine Arbeit nicht mit dem messen, was er in Prag hatte.

Es war eine seltsame symmetrische Ironie. In Prag hatte es Wissenschaftler und Akademiker gegeben, die für meinen Vater Beton mischten und hier war er es, der die Anordnungen der Baumeister und Ingenieure entgegen nahm.

Er mochte die Dinge einfach und ordentlich. Seine Pantoffeln standen nachts aufgeräumt neben dem Bett, und er las jeden Tag zur selben Zeit die Zeitung. Wenn er Nachrichten im Fernsehen sah, schnaubte er fast unhörbar vor sich hin. Am Sonntag ging er hinaus und wusch sein Auto, auch dann, wenn es nicht nötig war. In allen Dingen war er ein Kleinbürger, der letzte seiner Art, im Zeitalter der Loveparade. Es wäre mir leichter gefallen, einen Außerirdischen zu begreifen, der nur aus Versehen auf der Erde gelandet war, als meinen Vater. Aber ich vermute, er stand unter dem Eindruck, dass Roman und ich keine sehr angemessene Gegenleistung des Schicksals waren, für die Opfer die er erbracht hat. Durch uns erschien ihm das Leben unfair und machte ihn zu einem zynischen, verbitterten Mann, der diese Empfindungen hinter minutiösen Alltagsritualen verbarg.

Meine Mutter starb schließlich an Krebs. Da war ich schon längst ausgezogen und verschwunden. Niemand rechnete damit, dass ich zur Beerdigung kommen würde, und niemand vermisste mich auf dem Friedhof. Denn ich war das ultimativ



schwarze Schaf. Sogar Roman hatte seine Tanzgruppe in Berlin verlassen, um zu erscheinen.

Doch ich war dort. Aus sicherer Entfernung wohnte ich heimlich der Beerdigung bei. Bis heute weiß ich nicht, weshalb ich es getan hatte, denn schließlich hatte ich mich nur geärgert. Die Ansprache des Priesters, der meine Mutter nie im Leben getroffen hatte, war gespickt mit Peinlichkeiten und demonstrierte die Notwendigkeit, monotheistische Kulte endgültig abzuschaffen.

Während diese erbärmliche Zeremonie voranging, dachte ich an ihre alten, teilweise schwarzweißen Fotos. Sie war auf diesen Bildern eine ausgelassene, zwanzigjährige Frau, mit langen Haaren und hohen Plateauschuhen. In einigen Aufnahmen posierte sie, andere entstanden als Schnappschuss während einer Party. Mit Weingläsern in der Hand und nackten Knien, die unter den knappen Röcken hervorschauten. Auf fast allen Bildern lachte diese Frau, manchmal beinahe hysterisch. Auf anderen blickte sie mit den Augen eines angehenden Fotomodells kokett in die Kamera. Ich hatte nie verstanden, was diese Frau mit meiner Mutter zu tun hatte, die ich als eine vollbusige, leicht korpulente Hausfrau kannte, die in jeder Schublade und jeder Handtasche genügend Tabletten auf Vorrat hatte und mit einem steifen, trockenen Spieß verheiratet war. Ich hätte gerne die Frau auf den Fotos kennengelernt.

Langsam dämmerte mir, dass die Kluft zwischen dieser unbekanntem und irgendwie geheimnisvollen Frau aus den Sechzigern und meiner Mutter meinen Namen trug.

Abgesehen von den üblichen Grübeleien, die unentwegt durch meinen Kopf spuken, berührte mich die Beisetzung nicht besonders. Es war eine einmalige Chance, diese breite, schwarze Sonnenbrille aus Plastik, die aussah, als hätte Jean Gabin sie in einem Umkleideraum vergessen, auszuprobieren.

Ich hatte stets wenig Respekt vor dem Leben. Die Resultate des Lebens zeigten mir nur, dass die Menschen Heuchler sind und die Welt ein zu verrückter Ort, um sich als Gast hier allzu wichtig zu nehmen. Heiliges Leben? Dass ich nicht lache. Ist das Leben denn heilig in einem chinesischen Straflager inmitten von Tibet? War das Leben heilig, als wir in Ruanda zugesehen haben? Ich spucke auf die Heiligkeit eures Lebens. Wenn es Gründe gab, weshalb ich nicht bereit war, Selbstmord zu begehen — so war es vor allem das Unbehagen, eine verwesende

Leiche zu hinterlassen, auf deren schleichenden, alles durchdringenden Gestank schließlich die Nachbarn aufmerksam würden. Genauso wenig gefiel mir die Idee, dass Possen reißende Polizisten und mir beinahe unbekannte Verwandte über meinen obskuren Besitz herfielen und sich anmaßen, daraus ein Psychogramm zu stricken, um dann neunmalklug so zu tun, als wäre ihnen alles klar. Nein, danke!

Doch das änderte nichts daran, dass die Planeten sich nicht schneller oder langsamer drehen, wenn der nackte Affe irgendwo schwer atmend verendete.

## 1.05 Das Weib bei den Naturvölkern

Hauswart Mahr ist der General in diesem Spektakel. Es gibt hoch oben unter der Decke ein kleines Lüftungsgitter, durch das man in den benachbarten Raum hindurch blicken kann. Es ist ein schmutziges Drecksloch mit unverputzten Wänden und einem kahlen Boden. Wir haben in der Abstellkammer das Licht wieder ausgemacht und sind auf die Kisten mit Waschmitteln gestiegen. Durch das schmale Gitter kann man das Schlachtfeld ganz gut überblicken. Manzio gibt mir den Vortritt. Er kennt die Show schon.

Das Mädchen steht augenscheinlich unter Drogen. Auch Herr Mahr greift ständig zu einem Fläschchen, das neben der recht eklig wirkenden Matratze liegt und hält es sich unter die Nase.

Was wissen wir eigentlich über die Menschen um uns herum? Sie leben in leisen Bienenstöcken, mit ihren kleinen Geheimnissen, denen niemand auf den Grund kommen darf. Die große, unübersichtliche Tafel mit Hunderten von Klingeln, direkt neben der Eingangstür zu einem Hochhaus, ist das Muster, hinter dem sich Niederlagen und Wut verbergen. Und manchmal stürzt die Fassade ein, und dann wird ein Streit auf den Gang hinausgetragen und hallt durch die Stockwerke. Oder das dunkle Poltern eines gestürzten Trinkers, der versucht seine Wohnung zu erreichen, dringt an unser Ohr. Die hallende, kirchenähnliche Natur der Gänge und Zwischengeschosse in Hochhäusern mahnt geradezu zur Stille. Nur das Zuklappen von Türen und das triste Einschnappen von Schlössern durchbricht diese Konvention. Wo Stille ist, ist auch Frieden. Und was hinter den Türen passiert, geht niemanden etwas an. Hier, versteckt in einer Abstellkammer, sehe ich eine sehr extreme Variante von Privatsphäre.

Das asiatische Mädchen verzieht das Gesicht, als würde es gegen Regen und Sturm ankämpfen. Es reagiert aber nicht wie eine Frau, der das hier zum ersten Mal widerfährt. Ihr einziger Vorteil in dieser misslichen Lage ist die Tatsache, dass Herr Mahr nicht lange auf sich warten lässt.

Schon sitzt der Hausmeister am Rande der Matratze, starrt auf die heruntergezogene Latzhose zwischen seinen Unterschenkeln und atmet erschöpft. Seine Lunge pfeift und krächzt wie ein Scuba-Atemgerät. Ja, so habe ich mir immer Darth Vader mit heruntergezogener Hose vorgestellt. Sein kleiner Pimmel

hängt schlapp unter dem wuchtigen, behaarten Bauch. Etwas verschämt greift er nach dem Fläschchen und steckt es ein. Dann zieht er die Latzhose wieder hoch und knöpft sie zu.

»Was soll ich mit euch sonst machen?« sagt Mahr und röchelt kurz, als ob jemand eine Frage gestellt hätte. »Ihr wurdet mir aufgedrängt und euer nach Nelken und Tabak riechender Zuhälter ist verschwunden.«

Doch es klingt mehr, als ob er es zu sich selbst sagt, als beruhige er sein Gewissen. Die Zeit für eine »Zigarette danach« nimmt er sich nicht. Ein Hausmeister hat sicherlich viel zu tun. Er tätschelt das Mädchen kurz, als wäre sie ein Hund, der brav Stöckchen apportiert hat. Dann nimmt er sie am Arm und zieht sie hoch. Sie folgt ihm wie ein Roboter, ohne den geringsten Widerstand. An der Tür merkt er, dass die apathische junge Frau kein Höschen trägt und mit nacktem Unterleib und barfuß auf dem kalten, feuchten Beton von einem Fuß auf den anderen tritt. Ihre Hand hält sie verschämt vor ihrem Schoß, doch diese Geste wirkt automatisch und wie geprobt. Herr Mahr kehrt zu der schmutzigen Matratze zurück. Hechelnd beugt er sich schließlich vor, hebt den Slip auf und reicht ihn ihr. Dann öffnet er die massive, rostige Tür und schiebt sie sanft in die Dunkelheit hinein. Er schließt die Tür wieder, sperrt sie zu und geht seiner Arbeit nach.

»Hast du je daran gedacht, es zu melden?«

Wir sitzen in meinem Zimmer, dieser winzigen Zelle im vierten Stock, die ein heimliches Archiv für die besten Comics der Welt ist. Hier führt vom Eingang nur ein kleiner, vier Schritte langer, von hohen Regalen gesäumter Korridor zum Bett.

Manzio hat es sich auf meinem Bett bequem gemacht, während ich mit dem einzigen Stuhl vorliebnehme. Er trägt eine seiner typischen Jogging-Uniformen. Das Oberteil und die Hose sind beide rot und mit einem weißen Streifen entlang der Arme und Beine gesäumt. Mein Kleidungsstil ist hoffnungslos trashig und aus einer Bequemlichkeit heraus irgendwo bei der Grunch-Ära stehen geblieben. Doch Manzio schafft es bei allem, eins draufzusetzen. Sogar bei unserem gemeinsamen schlechten Geschmack im Bezug auf Bekleidung.

»Wie melden? Meinst Bullerei und so?« Er seufzt. »Ich habe mir überlegt, ihn zu töten.«

Ich beobachte ihn schweigend, in der Hoffnung, er möge diese Stellungnahme ein wenig erklären.

»Es hätte etwas sehr poetisches. Voll krass archaisch, Mann. Unschuldige Mädchen aus den Klauen eines Psychopathen zu retten«, fährt er fort. »Aber leider ist es nicht so einfach.«

Ich mustere seinen Gesichtsausdruck und weiß, dass er es ernst meint.

»Es gehen seltsame Dinge da unten vor. Da gibt es Kerle, die nur russisch sprechen. Und ein Haufen Söldner lebt da unten und bewacht alles, was sich hinter der blauen Tür befindet. Und es gibt unbewohnte Apartments in den oberen Stockwerken. Wusstest du, dass es über uns mindestens zwanzig Wohnungen gibt, die leer stehen? Ich habe mal reingeschaut. Sie sehen aus wie Wohneinheiten für Soldaten. Total spartanisch.«

Er legt eine Sonderausgabe der *Jungen Giganten* beiseite und greift sich seine verwinkelte Glasbong. Er hat sie aus seiner Wohnung mitgebracht. In einem schwarzen Koffer, der mit Schaumstoff ausgelegt ist.

»Unten im Keller leben Söldner?« frage ich vollkommen verwirrt und versuche mir auszumalen, was er da eigentlich sagt.

Manzio lässt den Rauch durch das Wasser rauschen. Es klingt wie eine kleine tragbare Klospülung.

»Ganz seltsamer Scheiß...« Er stellt die Wasserpfeife beiseite und lehnt sich, den Bauch kratzend, zurück. »Dieses Haus ist so fies, das checkst du gar nicht. Das ist *Dark Germany* in Reinform.«

Ich versuche zu begreifen, was er meint. »Und was geht da vor?«

»Ich habe unten die seltsamsten Sachen gesehen. Männer treffen sich dort und sprechen von einem Krieg. Aber es ist irgendwie nicht politisch. Es kommt mir vor, als wären sie eine Sekte, aber sie reden davon, alle Sekten zu vernichten. Doch als erstes wollen sie die schrecklichste aller Sekten vernichten. Es ist alles ziemlich schräg.«

Ich sehe ihn erstaunt an.

»Woher weißt du so viel über sie?«

Manzio beugt sich vor und starrt mich geheimnisvoll an.

»Ich gehe da schon lange hin.«

»Da runter?«

Er nickt undeutlich.

»Ich weiß nicht warum. Es macht mich einfach so neugierig.«

Er blickt ausdruckslos vor sich hin und schweigt eine Weile.

Ich denke an Rufus Mahr, wie er dort mit seinem wuchtigen, fassförmigen Körper auf diesem dünnen, zerbrechlichen Mädchen lag und seine Schenkel gegen ihren Schoß klatschten.

Die Hostien sind alle und so stellen wir einen Topf voller Gummibärchen zwischen uns. Nicht gerade mein Favorit zur Befriedigung von Munchies. Dafür war mir der Geschmack stets etwas zu monoton. Aber wir hatten nichts anderes da. Bei uns beiden war die Wechselbeziehung zwischen THC und den Geschmacksknospen recht ausgeprägt. Der Fressflash kam regelmäßig. Manzio griff in den Topf und brütete, die bunten Gummibärchen langsam zwischen seine Mahlwerkzeuge steckend, vor sich hin. Es war mir unbegreiflich, warum erfolgreiche Dope-Verchecker wie wir nicht einen Kühlschrank voller Fressalien hatten. Am Geld konnte es nicht liegen.

»Ein Geheimbund«, überlegt Manzio. »So wie die Freimaurer. Da war auch Mozart dabei.«

»Was glaubst du, gibt er ihnen?«

»Pervitin. Und selber knallt er sich Poppers rein. Das hält nur kurz an und so verliert er nicht die Kontrolle.« Er macht dabei eine typisch italienische Bewegung, die deutlich demonstriert, dass er Rufus Mahr für ein Stück Dreck hält. »Wir müssen herausfinden, woher die Frauen kommen«, fährt er fort.

»Wohl Thailand«, mutmaße ich.

Manzio steht auf, sammelt das Gleichgewicht und begibt sich dann hinaus aus meiner Miniaturwohnung. Ich krame währenddessen in meinen CDs um schließlich die *Groove Zone* einzulegen. Ich überspringe einige Tracks. Nach einer Weile kehrt Manzio zurück, mit einem dicken Buch in der Hand.

»Das habe ich auf einem Flohmarkt im Kunstpark-Ost gekauft«, erklärt er.

Das Buch ist wohl aus den Vierzigern oder Fünfzigern. Von dem relativ gut erhaltenen Umschlag blickt verträumt eine schwarzweiße Südseeschönheit. Hinter ihr wurden recht dadaistisch einige Palmen hinein retuschiert und auch ein Stück Meer oder Ozean. Auf dem Einband steht: »Das Weib bei den Naturvölkern«. Von Dr. Hendrik de Vries. Die Titelseite verspricht auch den Zusatzteil »Die Asiatin« und »Die Slawin«. Ungefähr so, wie man heute Bonustracks auf CDs findet. Ein

Manzio-Buch ersten Grades. Ich warte gespannt, dass er mir die Funktion des Buches in dieser seltsamen Geschichte offenbart.

»Sie sah aus wie auf Pornobildern aus dem Internet«, brumme ich nachdenklich. Durch meinen Kopf schwirren so viele Gedanken.

»Hier.« Manzio deutet auf einige Fotos in dem Buch. Es zeigt junge Frauen bei der Arbeit in Fabriken oder auf der Straße. »Thailänderinnen oder Indonesierinnen.«

»Vielleicht«, brumme ich. »Aber warum ist es wichtig?«

Ich ziehe an der Bong und lasse das Shothole los. Ich beobachte ihn mit einem langen Blick, während die Moleküle über die Autobahnen meines Körpers driften. Vor den Lautsprechern verweben sich zaghaft die Klänge von »To The Space«, um sich schließlich in einen nächtlichen Flug durch die Stahlbeton-Canyons einer Großstadt zu verwandeln. Sanftes Rasen. Lucky People Center. Entspannt lege ich meinen Kopf in den Nacken und lasse den wertlosen Rauch hinaus. Worüber sprachen wir gerade? Ach ja... »Japanerinnen, Thailänderinnen, Burmesinnen, Chinesinnen... Scheißegal, Mann...«

Manzio blickt noch immer in das Buch, den Kopf leicht wippend in innerer Zustimmung, als hätte er aus diesem kurzen Exkurs in die sehr attraktive Welt von Dr. Hendrik de Vries eine Menge nützlichen Wissens mitgebracht. Notorsche Kiffer eignen sich gut als Musiker, Journalisten oder Schriftsteller. Das Gras macht sie zwar nicht blöd, führt aber zu dieser subjektiven Bewertung von Informationen und ihrer Relevanz im Alltag. Das hat mich schon immer vor den Kopf gestoßen. Wenn ein Kiffer Informationen braucht, dann geht er ins Internet, denn der Weg in ein Staatsarchiv überfordert ihn vollkommen oder erscheint ihm wenigstens als eine unnötige Hürde, gegen die er Tausende Argumente hervorbringen kann. Angefangen damit, dass es den Aufwand nicht lohnt, bis hin zu der Aussage, dass das Staatsarchiv das »Establishment« vertritt und somit ohnehin keine objektiven Materialien bietet, da es ja dem konservativen, reaktionären System dient. Oder irgendwas ähnlich verspultes. Er geht lieber online und zieht sich da in wenigen Minuten Tonnen an nichtrevidierten und ungeprüften Texten herunter, die zwar in der Tat durchaus das Prädikat »unzensuriert« verdienen, aber überwiegend von einem Haufen anderer bekiffter

Studenten geschrieben wurden, die noch nie etwas für Geld getan haben. Oh, mein Kopf...

»Du Halfreak. Ist nicht scheißegal...«

»Was?« Ich reiße mich aus den Gedanken und blicke wieder auf die Fotos in dem Buch. Dr. de Vries scheint einen ähnlichen Geschmack zu haben wie Herr Mahr. Andererseits, warum soll man in einem Ethnologiebuch nicht die hübscheren Frauen aus einem Dorf zeigen?

»Ich sagte, es ist nicht scheißegal, woher die Mädchen kommen«, wiederholt Manzio mit leicht überlegenem Lächeln auf den Lippen. »Weil sie vielleicht kein Deutsch sprechen. Und wir müssen uns mit ihnen irgendwie verständigen, wenn wir sie befreien wollen.«

Manzio will das wirklich durchziehen. Es passt zu seinem traurigen Lächeln, dem soziopathischen Weltbild und seiner romantischen Mentalität. Ich bin vollkommen stoned und begreife langsam, dass wir niemals mit der Geschichte zur Polizei gehen werden. Das hier war nicht Amsterdam, es war München. Die Polizei könnte vorsorglich unsere beiden Apartments durchsuchen. Sie könnte das Haschisch finden und das Gras, und ich bin sicher, bei Manzio gab es auch andere Sachen. Auch wenn wir vorher alles wegräumen würden — sie könnten in Aschenbechern Restspuren von THC finden oder irgendwelche Hanffasern. Und sogar dann, wenn wir die Aschenbecher alle reinigen würden, wäre es zu riskant. Die Spuren stecken in unserem Blut, in unseren Haaren, sicher auch in unserem Sperma. Weiß Gott wo die Bullen da überall nachsehen.

Aber man konnte doch einfach mal ins Internet gehen, mit ein paar Leuten chatten, bisschen Plan machen. Es würde schon klappen. Es war eine obskure Situation. Und es war nichts, als ein sanfter erster Geigenstrich in einer Ouvertüre. Ein Intro. Gott, der DJ, war noch gar nicht richtig auf seine Kanzel geklettert, um die Platten anständig zum Rotieren zu bringen. Das hier war nur die CD mit den Urwaldgeräuschen, die der Roadie vorher eingelegt hatte.

»Der Streit«, murmele ich plötzlich.

»Der Streit?« wiederholt Manzio.

»Jetzt weiß ich, warum sie sich gestritten haben«, plappere ich bekifft vor mich. »So klar. Mann. Krass.«



»Könntest du diese frischen Gedanken etwas elaborieren?« ermahnt mich Manzio mit gerunzelter Stirn. Seine Sprache leidet nie unter dem Shit.

»Die haben sich gestritten. In der Nacht. Vor paar Wochen. Frau Mahr schrie über den Gang, sie werde es nicht dulden. Und er — also Herr Mahr — solle nicht vergessen, wer ihr — als Frau Mahrs — Vater sei.«

»Und was hat der Spacken darauf geantwortet?«

»Mahr gab nur so ein gedämpftes Zischen von sich.« Ich imitiere es für Manzio.

»Sehr authentisch...«, stimmt der bekiffte Italiener zu, um meine Darbietung zu würdigen.

»Und dann meinte Mahr halbleise: Glaubst du ich wollte, dass die hier sind? Wir können es ihm nicht abschlagen. Nicht jetzt.«

»Wir können es ihm nicht abschlagen«, wiederholt Manzio flüsternd, versunken in seine Gedanken. »Nicht jetzt.«

Draußen in der Ferne poltert ein leiser Donnerschlag. Es klingt wie Gewehrschüsse, die aus großer Entfernung hallen.

»Die verkaufen jetzt schon Böller«, brummt er abgelenkt. »Das ist genau der Grund, warum die Welt so kaputt ist. Wenn jeder seinen eigenen Perversionen eine Grenze setzen würde, könnte man recht schräg leben und trotzdem würde alles funktionieren. Aber heute meint jeder, wie Caligula zu sein. Weihnachtsgebäck gibt es schon im September, Feuerwerk schon im Oktober. Hauptsache kaufen, kaufen, kaufen...«

»Es gibt schon Böller in den Läden?« stammele ich etwas unkonzentriert. In meinen Gedanken flammt eine ferne Erinnerung auf.

»Klar, hörst du doch. Damit die Kids Zeit haben, sie alle auszutesten und dann neue zu kaufen... Scheiß-Fuck-Konsum.«

Ich bin zu breit, um all seinen mehr oder minder geistigen Abschweifungen folgen zu können, habe ich doch genug mit den eigenen zu tun.

»OK, Alter...«, ruft mich Manzio wieder auf den Plan. »Kommen wir aber doch zum Thema zurück. Was haben wir bis jetzt?«

Er streicht mit seiner Hand das Kinn entlang und überlegt. »Mahr ist diszipliniert. Er treibt es mit den Mädels nur am Sonntag. Die restlichen Tage bringt er ihnen Essen und manchmal saubere Kleidung. Es spricht vieles dafür,

dass sie bei ihm gestrandet sind und er nicht weiß, wie er die Ware wieder loswerden soll.«

Das klingt für mich vernünftig. Manzio scheint den vollen Durchblick zu haben. Meine Checkung ist da weniger bahnbrechend, doch in seinem Kielwasser wird schon alles gutgehen. Ich kann mir in diesem Augenblick nicht vorstellen, dass das Schicksal will, dass ein so einzigartiger und vollkommen abgespaceter Typ vom Lauf der Dinge zermalmt werden soll, nur weil er sich dafür entscheidet, etwas Gutes zu tun.

»Wir sollten keine Zeit verlieren. Morgen Abend arbeiten wir die Details aus und am Donnerstag lassen wir es krachen. Magst du noch was kiffen?«

Ich habe im Grunde keine Ahnung, wovon er so entschlossen spricht. Bis auf die Frage am Ende. Also sage ich ja.

## Fragment: Vom Assistenzbuchhalter zum Drogendealer

Frau Trockengruber hasste es, Buchhalterin genannt zu werden — wenn es jemand tat, korrigierte sie ihn sofort mit schlecht verdeckter Wut.

»Ich bin die Leiterin der Abteilung Rechnungswesen«, zischte sie dann, und ihre Augen erinnerten an Lee van Cleef. Für mich allerdings war sie insgeheim die ganzen Jahre nur die »Zettelschlampe«. Ich weiß gar nicht mehr, ob der Spitzname daher kam, weil sie eine gewisse Obsession für gelbe *Post-Its* hatte, oder ob ich »Zettel« mit Belegen und Rechnungen assoziierte. Manche Sachen entfallen mir einfach. Eindeutig ein Kiffer-Problem.

Die »Zettelschlampe« hatte mit Zetteln immer weniger zu tun, denn dafür hatte sie ja mich. Also wenn man darüber so nachdenkt, war ich im Grunde die »Zettelschlampe«. Aber lassen wir das. Sonst kriege ich wieder schlechte Laune.

Die Gründe, weshalb ich den Laufpass erhielt waren vielfältig. Zum einen schnüffelte die Zettelschlampe in meinem Computer und in meinen Schubladen. Sie fand auf der Festplatte einige (zugegeben etwas infantile) Aufsätze von mir, meistens über Sex und Drogen — eindeutig meine Lieblingsthemen. Keine große Literatur, aber es ist das kurzweiligste, was man tun kann, wenn der Job darin besteht, auf einen Monitor zu starren und die Hände auf der Tastatur zu halten. Und sie fand die Comics. Dabei bin ich während meiner Arbeitszeit zum Lesen von Hellblazer gar nicht gekommen. Die Hefte waren stets nur dazu verdammt, in dieser Stahlschublade zu stecken. Meine Vorgesetzte ging selten aus dem Zimmer und sogar ihre Mittagspausen verbrachte sie mit einem belegten Brot, das sie in puritanischer Manier jeden Tag dabei hatte und aus einer Serviette auspackte.

Die Texte auf meinem DOS-Rechner waren schon zwei Jahre alt und, um offen zu sein, hatte ich sie selbst ganz vergessen. Ich dachte, ich hätte alles gelöscht. Nun lagen sie vor mir, gut dreißig Seiten, auf grauem Umweltpapier mit perforiertem Falz verbunden und mit abtrennbaren Führungslöchern an den Seiten.

Doch in dem nun folgenden Vortrag, den mir Frau Trockengruber über meine mangelhafte Einstellung zur Arbeit hielt und der mit einem perforierten Falz voller »außerdem« und »im Übrigen« und »auch fällt mir ein« zusammengehalten wird, ging es noch um viel mehr.

So erfuhr ich, dass ich viel zu wenig lächle (nun eigentlich lächle ich hier überhaupt nicht), was über Jahre hinweg untragbar sei und dass einige meiner Äußerungen eine recht ablehnende Haltung gegenüber der Abteilung des Rechnungswesens und der Firma im allgemeinen darstellten. Und dass ich in all

der Zeit wenig mehr getan hatte, als verlangt war. Und wie ich mir eigentlich meine Zukunft vorstelle.

Zukunft? Ich konnte nicht behaupten, diesen Ausführungen allzu aufmerksam zugehört zu haben. In all den Jahren hatte ich mir ausgemalt, dass ihr Ehemann, dieser Paolo-Pinkas-Verschnitt, der sie ab und zu von der Arbeit abholte und dabei immer nur stoisch unten in seinem BMW wartete, und von dem sie so voller Stolz sprach, da er einer von zwei Chefs irgendeiner Werbeagentur in Sendling war, ihr endlich endlich, ein Kind anficke, damit sie in den wohlverdienten Mutterschaftsurlaub ging. Und damit ich meine Ruhe hatte.

Aber das geschah nicht. Es geschah nie.

»Wann werden Sie endlich schwanger und verziehen sich?« hörte ich plötzlich meine Stimme. »Ich kenne ein paar Jungs, die es echt nötig haben. Vielleicht hilft das weiter...«

Tja, es mag übertrieben erscheinen, aber das war der Grund für meine Kündigung. Ich wurde über Nacht zu einem Monster, das jeder in der Firma hasste und als Abfallprodukt unserer kaputten Zivilisation ansah. Die Chefetage drückte mir ein Messer auf die Brust. Wenn ich das Restgehalt für die anderthalb Monate haben wollte, sollte ich mir bloß nicht rausnehmen, einfach zu verduften.

Frau Trockengruber wollte Genugtuung und brabbelte etwas von einer Anzeige wegen Beleidigung, doch Herr Valetti, der Geschäftsführer von »Brunner & Furlong«, bekam am Ende wohl Angst, dass die Sache noch in einer Zeitung landen würde und bat sie in sein Büro. Als sie herauskam, drückte sie theatralisch ihr zerknülltes Taschentuch unter die Augen und seufzte unglücklich.

Und so saß ich meinen Job bis zum bitteren Ende aus, zusammen mit Menschen, die mich verabscheuten, weil ich mich daneben benommen hatte. Weil ich auf ihre kleine Legowelt gepinkelt hatte. Plötzlich reagierten alle nur noch einsilbig auf meine Fragen, als hätte hinter meinem Rücken eine kollektive Absprache zu meiner Person stattgefunden. Und ich zählte die Tage.

Doch es gelang mir auch weiterhin, untätig zu bleiben. Kaum jemand versuchte mich dafür zu schikanieren. Alle warteten wohl auf den Tag X und wollten sich mit mir so wenig wie möglich infizieren.

Am letzten Tag packte ich meine Habseligkeiten in meine Schultertasche und verließ wortlos die Firma, ohne auch nur einer Person auf Wiedersehen zu sagen. Draußen wartete der Paolo-Pinkas-Verschnitt auf mich. Er verpasste mir eine in den Magen, was die halbe Firma schweigend durch die großen Glasfenster beobachtete, stieg dann in seinen doofen BMW und fuhr davon. Ich war auf meine Knie gefallen und krümmte mich, so dass meine Haarsträhnen den nassen Gehsteig berührten. Als ich mich umsah, stand die Belegschaft noch

immer am Fenster und blickte mich mit einer versteinerten Miene an, während sich der triste Abend über die Stadt senkte. Ich sah plötzlich, dass der tiefhängende Vollmond sich in der Pfütze vor mir spiegelte und mich verhöhnte mit seinem käsefarbenen Grinsen.

Ich dachte in diesem Augenblick daran, wie Frau Trockengruber, Leiterin der Abteilung des Rechnungswesens, an jenem Tag, als der Tod von Freddie Mercury bekannt wurde, zu einer Freundin am Telefon gemeint hatte: »Geschieht ihm recht.«

Damals wusste ich es mit Gewissheit: auf dieser Welt gab es eine Handvoll Menschen, doch der Rest waren nur Stinos. Die Stinknormalen. Und mit ihnen würde ich auf alle Tage im Krieg sein.

Ich kann nicht sagen, dass ich niedergeschlagen war, als ich nach meinem letzten Arbeitstag meine Zelle betrat. Ich hatte dort beinahe sieben Jahre meines Lebens vergeudet. Doch ich ließ das Licht ausgeschaltet und setzte mich im Dunkeln auf das schmale Bett. Mein Magen schmerzte etwas von dem rechten Haken, und ich fühlte mich seltsam ferngesteuert. Als ob ich mir den letzten Tag bei »Brunner & Furlong« zu oft vorgestellt hätte, und nun musste ich darüber nachdenken, ob die Aufführung gut oder schlecht gewesen war.

Doch da klopfte es bereits an der Tür. Und ich wusste, wer es war.

»Arbeitslosigkeit macht doch nur mürbe, Mann«, sagte er zehn Minuten später, nachdem ich ihm die gesamte Geschichte erzählt hatte. »Nimm doch lieber eine Stelle bei »Manzio Ltd.« an. Gute Arbeitszeiten, anständiger Lohn, keine Chefetage.«

Manzio vercheckte Dope. In den Augen einiger Leute war er nicht gerade das, was man als einen Drogendealer bezeichnen würde. In den Augen einiger anderer war er genauso schuldig wie Crack- oder CrystalMeth-Pusher. Die Welt besteht ja immer aus den Schwarzweißmalern und jenen, die in grauen Abstufungen denken.

Der durch und durch graue Manzio sagte zu mir: »Wenn du bescheiden bist und nur bei den heiligen Drogen bleibst, ist das Risiko überschaubar. Denn Cannabis nervt die Bullerei inzwischen nur noch und LSD und Pilze gehören in keine Szene. Außer in die von Aldous Huxley. Das ist das Dope von abgespaceten Einzelgängern und Naturwissenschaftlern. Keine Parties, keine Schulhöfe. Kein unmittelbares Blickfeld der Polente.

Wenn das alles erst mal läuft, ist dein Leben ganz angenehm. Kein qualvolles Versauern in einer unbehaglichen Firma. Tagsüber liest du Bücher oder hängst in der Stadt ab. Abends beginnt dann die Schicht. Du hast ein kryptisches Notizbuch mit den Terminen der Leute, die dich besuchen. Wenn die weg sind, ist auch der Arbeitstag zu Ende.«

Der verrückte Italiener gab mir diese tollen Tipps nicht nur, um zu demonstrieren, wie herausragend sein Leben reglementiert war (denn in Wirklichkeit war es einfach nur ein vollkommen epochales Chaos). Er hatte über 60.000 Mark auf diese Art zusammengespart und war es etwas leid, jeden Abend in die glasigen Augen der Kiffer zu starren, während sie ihm irgendetwas vorlallten, das er schon ungefähr tausendmal gehört hatte. Mit diesem Geld war er zufrieden und bei seiner eher vergeistigten und für den Luxus wenig anfälligen Lebensweise war das in der Tat auch viel Knete. Das unterschied ihn von dem hemdsärmeligen Koksdealer mit Porsche, der die 60.000 in einem Monat machte, doch kaum an dem existentiellen Problem vorbeikam, ein überdimensioniertes Arschloch in einem viel zu kleinen Auto zu sein.

»Wir werden das Duo Righeira des weichen Drogenhandels«, verkündete Manzio verschwörerisch.

Nun, nachdem mein ungeliebter Buchhalterjob bei »Brunner & Furlong« das Klo runtergespült wurde, bestand eine gewisse Notwendigkeit, über meine Zukunft nachzudenken. Echte Trapezkünstler gehen nach einem Sturz nicht für acht Wochen in die Psychotherapie — im Gegenteil, sie springen sofort wieder in die Seile. Ich sagte Manzio, dass ich es mir überlegen würde. Insgeheim dachte ich, dass ich es erst mal auf eigene Faust versuchen könnte. In der Welt der DINKs war ich ein HINK geworden. Half Income No Kids. Ich fand zwei oder drei Leute, für die ich eine kleine Webseite bauen konnte, und kratzte so ein paar Mark zusammen. Ich hätte zum Arbeitsamt gehen können. Aber meine Devise war, nichts zu tun, bei dem man eine Nummer ziehen muss. Ich überlegte einmal sogar, wie das wohl wäre, regelmäßig auf einer öffentlichen Toilette alten Knackern einen runterzuholen. Es war sicher leicht, ihnen dabei fünfzig Mark abzuschwatzen. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt und wäre für sie sicher der Held des Tages.

Doch da war noch Manzio. Es offenbarte sich zunehmend, dass Manzio plante, langsam sein Gewerbe auf mich zu übertragen. In gewohnter Manier saß er wie Buddha auf seinem Sofa und wog in all seinem Weltverständnis den Kopf auf und ab.

»Es gibt nicht viel, was man dabei beachten muss«, meinte er. »Ein paar Spielregeln. Und sonst musst du nur noch wissen, was der Unterschied zwischen einem Skunk aus Amsterdam und einem Ketama aus Marokko ist.«

Die Vorstellung, dass ich nun ebenfalls einer ehrlichen Beschäftigung nachgehen könnte, war durchaus reizvoll, und so gab ich die anfängliche Scheue auf und ließ Manzio gewähren, mich in die Finessen des weichen Drogenhandels einzuweißen.

Von nun an saß ich oft bei den geschäftlichen Kiffereien an seiner Seite und amüsierte mich über dieses seltsame Kino, das da ablief, während den ganzen Abend über Leute in seine kleine Wohnung kamen und sich im Schneidersitz an das niedrige Tischchen setzten, das bedeckt war mit Rauchzubehör, geöffneten Überraschungseiern, CDs von Stereolab und Momus, Büchern von Terence McKenna, einem Dutzend halbleerer Plastikflaschen mit abgestandener Coca Cola oder Fanta, zerknüllten RedBull-Dosen und ungesunden Fressalien wie Puffreis mit Schokoüberzug oder Karamelltörtchen.

Manzio erzählte mir stets, die Unordnung auf diesem Tisch sei nur Tarnung. Ein Ambiente für die Kunden, die selbst nur im Chaos lebten und sich somit an einem versifften, unordentlichen Tisch wohler fühlten. Aber ich glaubte ihm kein Wort.

Es kamen Typen mit Skateboards unter dem Arm in sein Zimmer, oder Kerle in hautengen Fahrradanzügen, mit neonfarbenen futuristischen Schutzhelmen in der Hand. Oder Frauen, deren viel zu weite Khaki-Hosen gerade noch so an den Hüften hingen, während ihre Tangas fast bis zu den Rippen hochgezogen waren. Es kamen Banklehrlinge, die verschämt und hastig vor dem Haus noch die Krawatte abnahmen, zusammenrollten und in ihrem Jackett versteckten und es kamen interessante Menschen. Leute vom Theater, Tänzer und Musiker. Es machte sie sympathisch, dass sie der Situation mit einem gewissen Unbehagen begegneten. Sie saßen nicht dort, weil sie schon immer mal einen Tisch sehen wollten, der mit Müll bedeckt war, sondern weil wir in der Prohibition leben, die von versoffenen Politikern aufrechtgehalten wird, die über Dinge walten, mit den sie nicht einmal die Nähe einer Erfahrung verbindet.

Und so wurde ich ein Drogendealer. Ich war privat krankenversichert, lebte sichtlich unauffällig und vermied es, provokante Frisuren und kontroverse T-Shirts zu tragen, und mit Stoff in der Tasche durch die Straßen zu laufen. Low profile — safe profit. Wir wollten anders sein, und wir waren es.

## 1.06 Soft Sing-Sing

Vor einem Jahr bin ich in dieses seltsame Haus in der Theresa-Berkley-Straße in Westend eingezogen. Und schon damals hätte mir so einiges auffallen sollen. Das Haus war rot und hatte grüne Holzbalken entlang der Fassade. Es sah brav und bürgerlich aus. War ich hier richtig? Ich? Aber es gab keinen einzigen Blumenkasten an einem der Balkongeländer oder auf den Fensterbrettern. Hier wohnte man also nicht lange.

Der Haupteingang war martialisch. Kein Glas, kein Holz, keine der üblichen rustikalen Materialien — sondern graues, bleiartiges Eisen, aus der Ferne glatt, doch von Nahem als schwielige, narbige Fläche erkennbar. Vier Schlösser, hinein geschweißt in diese Klosterpforte.

Ich musterte die quadratische Fläche, auf der sich gut hundert Klingeln befanden. Kleine moderne Plastikschnalter, mit weißen eingeschobenen Papierchen für die Namen. Unten, in der rechten Ecke stand »Mahr — Hausmeister« auf einen Plastiktextstreifen gedruckt und auf die Klingel geklebt. Ich drückte sie kräftig und trat einen Schritt von der Tür zurück. Erst jetzt bemerkte ich die Kraniche über dem Eingang. Sie passten nicht zu der bayerischen Mischung aus Rauputz und Eichenholz — dafür hatten sie zu viel Würde. Ich fragte mich, ob ein Asiate hier mal seine fehlende Miete abgearbeitet und diese vier erhabenen Vögel, so fern der Heimat, in einen gezeichneten Teich gesetzt hatte. Sie standen im Wasser und blickten alle in dieselbe Richtung. Über dem See, der nur mit einem einzelnen Strich angedeutet war, befanden sich chinesische Zeichen.

Ich suchte eine neue Wohnung, da ich es leid war, jeden Morgen in der U-Bahn in mein Büro zu pendeln und dabei die ganze Zeit den verbitterten, verschlafenen und zum Teil zornigen Zombies zuzusehen, die dort grimmig auf ihren Sitzen saßen oder mit geschlossenen Augen versuchten, doch noch etwas Schlaf zu erhaschen. Jeden Morgen empfand ich diese Wut auf diese Menschen. Sie stieg in mir auf, während ich ihre kalten, blassen, schlecht geschminkten Gesichter sah und mein Blick gelegentlich mit ihren ausgebrannten Augen traf. Nach beinahe drei Jahren bei Brunner & Furlong hatte ich genug von dieser Darbietung. Genug von diesem Bedürfnis, jeden Tag um 8:30 explodieren zu



wollen. Ich beschloss, mir eine neue Wohnung zu suchen. Eine, die nur zehn Minuten Fußweg von meiner Arbeit entfernt sein sollte.

Am Telefon hatte mir die Agentur erklärt, das Haus sei mal früher ein Hotel gewesen, das aber nicht sehr gut lief. Vermutlich gab es hier auch irgendwelche absurden Hausregeln. Es war sicher eines dieser Mietshäuser, in dem massive Töpfe mit Wohnzimmerpalmen oder Agave-Gestrüpp in den Zwischengesossen stehen und die Treppe mit einem Teppich versehen ist.

Ich rechnete mit einem durchgeknallten Vermieter, der versuchen würde, mein Privatleben seinem neurotischem Mikromanagement zu unterwerfen, und sah mich bereits die winzige Allee entlang spazieren, zurück zur U-Bahn-Station. Auf meiner Liste standen noch zwei Adressen. Ich tröstete mich damit, dass ich mich nicht unbedingt für diesen Ort entscheiden musste.

Die massive Tür ging auf, und ich blickte in die Augen eines kleinen chinesischen Mädchens, gebettet in das Gesicht einer älteren Frau.

»Sie werden kein schöner Ausblick haben, doch dafür Balkon. Nicht jedes Apartment mit Balkon.« Frau Mahr führte mich die Treppe hoch ins vierte Stockwerk. Ich muss mich stets wundern, dass nur noch Wohnungen in hohen Etagen für mich übrigbleiben. Nie stoße ich auf eine Wohnung im Erdgeschoß. Als Kind wohnte ich in der siebzehnten Etage, aber da gab es wenigstens einen Aufzug, der meistens auch funktionierte. Viertes Stockwerk ohne Lift ist kein Spaß, insbesondere wenn man mit so viel Papier umzieht wie ich. Ich erinnerte mich an die unbeschriebenen Klingeln am Eingang.

»Sie haben doch sicherlich Apartments in niedrigeren Regionen...«, bemerkte ich nachdenklich, während ich die kitschigen, billigen Bilder musterte auf den Wänden des Treppengangs. Doch ich bekam keine befriedigende Antwort.

»Alles voll«, meinte Frau Mahr lakonisch.

Auf der Treppe kamen uns zwei junge Asiatinnen entgegen. Sie kicherten über etwas und unterhielten sich in ihrer Muttersprache.

»Meiste hier Japaner«, klärte mich Frau Mahr auf, wobei ich glaubte ein abfälliges, wenn auch unmerkliches Zucken in ihrem nervösen Mundwinkel zu erhaschen. »Studieren in München Musik. Ich hoffe, Ton von Instrumente stören nicht...«

»Ich denke nicht«, sagte ich unsicher. »Und Sie kommen aus...?«

Sie blieb auf der Treppe stehen und blickte mich an. »Ich bin chinesisch... Früher Frau Yang, jetzt Frau Mahr.«

Frau Mahr hatte ein blasses Gesicht und fahle Lippen. Sie war noch keine Greisin, sie war keine junge Frau mehr — sie schwebte in einem für mich undefinierbarem Reich der Altersmitte. Ich schätzte sie auf fünfundvierzig, vielleicht etwas älter. Sie erinnerte mich an jene Frauen, die in opulenten Fernost-Epen die Mutterkaiserin spielen. Nur dass Frau Mahr in keinem dreißig Kilogramm schweren Edelsteinkostüm steckte, sondern eine schlichte Latzhose trug und ein blaues Holzfällerhemd.

Sie öffnete mit einem Schlüssel aus einem riesigen Schlüsselbund die Tür und ging hinein. Ich folgte ihr. Wir betraten ein Vorzimmer, aber nach einigen Sekunden begriff ich, dass es dort nicht mehr gab. Das Apartment, soweit dieser Ausdruck angebracht war, mutete durchaus sehr sauber an und war in gutem Zustand. Trotz der Leere des Zimmers war die Enge etwas bedrückend. Ich hatte ja Glück, dass das WC und die Dusche überhaupt in einem separaten Raum waren. Frau Yang erzählte etwas über die Kochnische, doch ich hörte kaum zu. Nachdenklich schritt ich die »Wohnung« ab, um festzustellen, dass die Zelle von Ulrike Meinhof bestimmt größer gewesen sein muss. Ich öffnete die Balkontür und trat hinaus. Es war ein kalter Novembertag, und so zog ich den Kragen meiner Jacke hoch. Unten auf der Straße sah ich die beiden Mädchen, die mir auf der Treppe begegnet waren, vorbeischlendern. Meine Augen folgten ihnen, bis sie um die Ecke verschwanden. Das Haus gegenüber, das beinahe die gesamte Sicht einnahm, war ein typisches graues Mietshaus. Es besaß nebeneinander fünf Eingänge und schmale Alleen, die sie mit der Straße verbanden. Im späten Herbst wirkte hier alles öde und trostlos. Irgendwo im Haus begann jemand auf einer Tuba zu intonieren.

Ich trat zurück ins Zimmer. Frau Mahr hatte sich inzwischen eine Zigarette angezündet und wartete geduldig. Langsam drehte ich mich um meine eigene Achse. Fünf Schritte längs, vier Schritte quer, maß ich wiederholt mit meinen Augen. Vierhundert Mark.

»Ich nehme es«, hörte ich meine Stimme sagen.

Sie nickte mit einem Ausdruck von Selbstverständlichkeit, als hätte sie niemals etwas anderes erwartet.

»Drei Monatsmieten Kaution«, teilte sie mir mit. »Letzte Novembertage Sie können wohnen umsonst. Erster Dezember — erste Miete zahlen. Herr Mahr wird Ihnen Schlüssel geben.«

Eine deutsche Frau hätte wohl von ihrem Mann gesprochen, doch Frau Mahr sprach stets von Herrn Mahr. Sie erzählte etwas von einer Hausratsversicherung und davon, dass es hier kein Ungeziefer gäbe. Ich nickte abwesend.

Dann rief sie noch vom Gang: »Warten Sie hier auf Herr Mahr. Vielleicht Sie kriegen gleich den Schlüssel.«

Warten musste ich nicht sehr lange. Herr Mahr stand plötzlich vor mir. Er erinnerte mich viel mehr an Gert Fröbe, und so beschloss ich, ihn Goldfinger zu nennen. Er war ein kleiner Mann mit wenig Haarwuchs, Bierbauch und einem bereits ergrauten Oberlippenbart. Seine glasigen braunen Augen wirkten traurig und leblos, während seine schmalen Lippen für Ausgleich sorgten. Er redete schnell und impulsiv, in abrupten Sätzen. Beim Sprechen vermied er es, mich anzublicken. Ich vermutete, dass das seine Art war, sich auf das Gesprochene zu konzentrieren. Vielleicht aber nutzte er auch die letzten Augenblicke, um sich im Zimmer umzusehen und dessen Zustand zu inspizieren, um später etwaige Beschädigungen reklamieren zu können.

Es wäre falsch zu sagen, dass Herr Rufus Mahr jemand war, der keinen Eindruck hinterließ. Dennoch konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass alles an ihm darauf ausgerichtet war, keinen Eindruck zu hinterlassen. Er erschien wie ein simpler, gemütlicher Zeitgenosse, der mit großer Wahrscheinlichkeit dem Fußball und dem Bier frönte und den großen Teil seines Tages damit verbrachte, über allesmögliche zu meckern und zu mosern, während er abends bei einem Weizen mit seinen Freunden die Ereignisse im Dritten Reich zerredete. Aber alles in harmloser, kumpelhafter Manier. Schuld sind die Österreicher und der Versailler Vertrag. Und hätte man sich die SS gespart, wäre Barbarossa ein Erfolg.

Das Problem mit Goldfinger war, dass er irgendwie zu sehr bemüht war, harmlos zu wirken. Später begegnete er mir noch oft draußen auf dem Gang, wenn er an mir vorbeieilte, mit der Kaiserin an seiner Seite und einer Werkzeugtasche über der Schulter, über die SPD-Regierung schimpfend. Doch seiner Erscheinung haftete stets ein Hauch des Ungereimten an. Die BILD-Zeitung, die jeden Tag in seinem Briefkasten steckte, landete zu oft ungelesen in der blauen Papiertonne.

Und seine Frau war keine thailändische Ex-Hure, sondern eine Chinesin. In der äußeren Brusttasche seiner Arbeitsmontur steckte häufig eine wuchtige Zigarre, und an seinem Gürtel hing ein Walkie-Talkie, so auffällig, dass man sich früher oder später fragen musste, wer das andere Gerät dazu besaß.

Doch es waren vor allem Mahrs Augen, die aus dieser eher hässlichen Fassade herausblickten und nur schwer eine gewisse Kaltblütigkeit und Souveränität verbergen konnten. Das Gefühl ließ sich in einem Gedanken zusammenfassen: es war spürbar, dass Mahr Fähigkeiten besaß, die er verborgen hielt — und Schauspieltalent gehörte nicht dazu.

Eines Nachts sah ich ihn von meinem kleinen Balkon aus. Er war zusammen mit der Kaiserin draußen auf dem Hof. Sie warteten. Eingezwängt in einen unbequemen Anzug, mit einer viel zu kurzen Krawatte, ging Mahr unruhig auf und ab, während seine mit einem Pelz bekleidete Gattin wie eine geduldige Statue dastand und ausdruckslos vor sich hinstarrte. Sie waren wirklich ein seltsames Paar.

Dann fuhren drei schwarze Limousinen vor, und ältere asiatische Männer in teuren Anzügen und Kaschirmänteln stiegen aus. Ihr Atem war in der frostigen Nacht sichtbar und reflektierte sich silbern im kühlen Licht der Straßenlampen. Es wirkte wie eine Stippvisite. Die Begrüßung war kurz und so kühl wie das Wetter. Nach westlichem Händeschütteln folgte die geheimnisvolle Delegation dem ungleichen Ehepaar ins Haus, während drei Gestalten bei den Autos blieben. Sie sahen aus, wie Gangster in einem asiatischen Ballerfilm.

Am Tag meines Einzugs in die Zelle hatte ich genug Gelegenheit, um zu erkennen, dass ich ein Narr war, der sich aufmachte, vierundzwanzig Quadratmeter mit Zweitausend Comicheften zu füllen, um dann ein Bett danebenzustellen.

Ich behandelte meine Sammlung wie geheime Spionageunterlagen, denn Frau Mahr hätte sicherlich ablehnend reagiert auf einen Menschen, der achtzig Prozent seines Wohnraums mit staubempfindlichen Schinken zu füllen versucht, die sich dann deckenhoch in billigen Regalen stapeln. Es ist zwar nicht verboten, Hefte und Bücher zu sammeln, aber ich war mir in dieser Situation des etwas neurotischen Eindrucks bewusst, den meine Ausstattung erzeugen könnte. Ich hatte vierundzwanzig Quadratmeter gemietet und war gerade dabei, über zwanzig davon mit billigen Regalen zu füllen.

Meine Geheimagenten, rekrutiert bei der Tagelöhner-Börse des Arbeitsamtes, kämpften sich Stockwerk für Stockwerk hoch. Ich hoffte, den Mahrs nicht zu begegnen. Die Kisten stapelten sich auf dem schmalen Gang um meine Wohnungstür. Sie wirkten zehnmal so groß wie der Kubikraum meines Apartments. So viel Wahnsinn beschämte mich. Darum schleifte ich eiligst eine Kiste nach der anderen hinein in die Wohnung. Bald standen Kisten in der Dusche, auf dem Balkon, überall. Der Rebus begann erst danach, wenn alle Kisten drin waren und ich ihren Inhalt in eine Art Knast-Wohnambiente verwandeln musste. Geben Sie bei Wikipedia das Wort sokoban ein, dann verstehen Sie, was ich meine. Ich lebe immer so. Die niedrigsten Mieten bedeuten mieseste Wohnungen.

Meine drei Helfer waren Studenten. Jürgen wirkte nicht gerade wie ein Student. Er musste um die fünfzig sein und hatte heute anscheinend noch keinen Drink. Seine Arme zitterten, und sein unrasiertes Gesicht erinnerte an Steve McQueen in seiner Rolle als Papillon. Mehr am Ende des Films. In einer kurzen Pause erzählte er mir keuchend, er hätte mal viele Semester Musik studiert. Chopin und Mussorgsky seien ihm besonders ans Herz gewachsen.

»Hören Sie?«, er hielt den Finger in der Luft. Irgendwo im Haus schlug jemand in die Tasten eines Klaviers. »Das sind die Balladen von Chopin. Die ganze Zeit schon...«

Zehn Minuten später belästigte er Satoko, die mit einem Stapel Noten an ihm vorbei lief und verstört die Nase rümpfte.

»Die Chromatische Fantasie!« schrie er. »Wunderbar! Ta-da-dida-da-di-dam-dam...« stimmte er an. Das Mädchen, zwei Köpfe kleiner als er, beobachtete ihn mit Furcht und drängte sich an ihm vorbei. Schon beim Händeschütteln fiel mir sein ungünstiger Körpergeruch auf.

Der andere hieß Ahmed. Er war schweigsam und etwas schwach auf den Beinen. Sein langes schmales Gesicht war blass und asketisch. Er hielt seit drei Wochen den Ramadan, erzählte er mir.

Ralf, der dritte im Bunde, schuftete dagegen wie ein Tier, als wollte er die Mängel der anderen wettmachen. Er riss an den Kartons, drückte sie beim Ablegen weit von sich weg und ich erwartete, dass er mir hier heute sterben würde. Er sparte Geld für ein neues Auto, doch einen Führerschein hatte er noch nicht. Den alten verlor er in jenem Augenblick, als er stockbetrunken ungefähr acht

Schrebergärten am Westpark durchquerte und schließlich mit seinem VW Golf im Schlafzimmer einer Holzhütte stehenblieb.

»Sind das alles Bücher?« fragte er, um eine kleine Pause herauszuschinden.

»Comics«, hechle ich, während ich einen der Kartons vor meiner neuen Haustür abstelle.

Ich setzte mich auf eine der Kisten und beobachtete zwischen den Metallstäben des Geländers Ahmed, der ein Stockwerk tiefer ächzend und taumelnd mit einem Karton kämpfte, der ihm aus den Händen rutschte. Es fiel mir ein, dass gar nicht Ramadan war. Ich wusste das, weil in meinem Lieblings-Kebab-Laden, gleich neben dem Poster von Ferdi Tayfur und unter dem Portrait von Mustafa Kemal, ein islamischer Kalender an der Wand hing. Ich hätte mir gerne mal Ahmeds Unterarme ansehen, aber er trug einen langen, grauen Pullover. Dopeheads haben eine Tendenz, sich gegenseitig zu erkennen. Er ruhte sich einige Sekunden aus, mit den Händen gegen die Knie gestützt und blickte dann instinktiv hoch zu mir. Unsere Augen begegneten sich und trennten sich wieder.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und musterte den Turm aus braunen Kartons. Auf den meisten Kisten standen mit dem Filzstift geschriebene Buchstaben. »DC« für DC-Comics, »M« für Marvel, »MI« für Milestone und »MC« für Malibu Comics. Es gab noch viel zu tun.

In der Nacht lag ich auf meiner Matratze und starrte in die Dunkelheit. Ich war zwar müde vom Umzug, doch die Anwesenheit der nicht ausgepackten Kartons ließ mich nicht einschlafen. Ich hätte gerne in die Regale gegriffen und einen meiner Helden von den dünnen billigen Papierseiten aufsteigen lassen. Aber die Regale standen noch in der Dusche. Schwarze, verstaubte Bretter. Wann läuft unsereiner schon mit einem Reinigungstuch durch die Gegend? Doch leider löst sich Staub nicht durch bloßen Luftzug. Ich brachte den Staub meiner alten Wohnung in die neue.

Meine Gedanken drifteten. Es kommt nur wenig Schmeichelhaftes an die Oberfläche, wenn man erst mal den Fernseher ausschaltet und ein wenig in sein Inneres blickt. Plötzlich ist kein Held da, der das Dilemma für mich durchleidet. Keine Rateshow, die ablenkt, wenn einem nach Grübeln ist. Kein News-Channel, der hilft, die Welt zu verstehen.

Warum hatte ich diese Wohnung genommen? Was zog mich nur hierher? Sie war viel zu klein. Wie die asiatischen Studentinnen nebenan. Plötzlich beginnt jemand, eine Melodie auf einer Violine zu intonieren.

Ich wollte einige Regale aufbauen und die Comics einsortieren. Die gefüllten Regale hätten die Düsternis in meinen Gedanken vertreiben können. Ich wollte aufstehen und die Nacht durcharbeiten, um die Bretter und die Hefte wieder zu einer Einheit zu verbinden. Sortiert nach Verlagen und Ausgaben. Chronologisch. Doch ich war zu erschöpft. Zu erschöpft, um mich zu bewegen, zu erschöpft für den Schlaf.

Damals, nach meinem Einzug in die Theresa-Berkley-Straße war ich sogar zu erschöpft für meine Alpträume.

## 1.07 Die Cervantes-Zone

Die im Zustand vollkommener THC-Umnebelung ersonnene Operation war genauso schlecht vorbereitet, wie verlaufen — doch wenn ich heute daran zurück denke, weiß ich, dass wir keine Chance hatten, einen anderen Verlauf herbeizuführen. Es ging hier nicht um Erfolg und Misserfolg. Es war ein geplantes Debakel. Reinste Bestimmung.

Donnerstags ließen wir die Sonne entschwinden und gingen dann erneut in das Souterrain des Hauses. Als wir das Erdgeschoß passierten, schweifte mein Blick über den üblichen Stapel aus Postwurfsendungen, die auf der Treppe lagen. Ich überflog die Schlagzeile auf einer der Zeitungen:

### **Schiesserei im Westend — Polizei gibt Entwarnung**

*Ermittlungen jedoch ohne eindeutige Resultate*

Ich holte eilig Manzio ein und klopfte ihm auf die Schulter.

»Kannst du dich an die Böller vor zwei Tagen erinnern?« flüsterte ich in sein Ohr.

Er drehte sich um und leuchtete mit der Taschenlampe in mein Gesicht.

»Ich glaube, das war eine Schießerei.«

»Interessant«, erwiderte er mit halbleiser Stimme und wandte sich wieder der Dunkelheit zu. Er öffnete die unauffällige Tür unter der Treppe und wir schritten wieder entlang der Pfützen in einem Odor aus Kalk und feuchtem Beton.

Der kalte Gang wurde wärmer, je mehr wir uns dem geheimnisvollen Heizungsraum näherten. Als wir an dem zerbrochenen Fenster vorbeigingen, blickte ich kurz hoch, um zu sehen, ob die Kreuzspinne noch dort hing und unserem geistesschwachen Treiben zusah. Doch weder die Spinne, noch der Mond waren zu sehen. Nur gähnende Schwärze.

Manzios Aufmachung war sicherlich das Beunruhigendste an der ganzen Sache. Um den Hals trug er in der Manier eines Arztes ein Stethoskop. An seinem Gürtel hing eine Rolle Klebeband. Das breite, braune, das man üblicherweise für Pakete verwendet. Besonders theatralisch mutete der »Mehrzweck Einsatzstock« an, der an seiner Seite baumelte. Von einem gewöhnlichen Schlagstock unterschied er



sich durch seinen Quergriff. In Japan heißt diese Waffe Tonfa. Hatte Manzio den aus irgendeinem Secondhandladen im Glockenbachviertel? Vielleicht hatte er mal als Roadie für die Village People gejobbt. Oder noch schlimmer: für eine Coverband, die Village People imitierte. Hätte man nicht Stan Laurel und Oliver Hardy schicken können, um die Zwangsprostituierten zu befreien?

Ich stupste wieder besorgt seinen Oberarm an.

»Hey, Sandokan«, flüsterte ich skeptisch. »Ich dachte, dass wir niemandem begegnen werden.«

»Werden wir auch nicht«, erwiderte er leise, während er im Gehen mit der winzigen Stablampe auf einen kleinen Zettel in seiner Hand leuchtete. Ich wollte gar nicht wissen, was darauf stand. Es mochte Thailändisch sein oder einfach nur ein Gedicht von Leonard Cohen.

Ich denke oft darüber nach, wie schwierig es ist, in dieser Welt einen klaren Kopf zu behalten. Alles ist Hintergrundrauschen. Nur manchmal löst sich daraus das eine oder andere Muster und weist für einen Augenblick den Weg durch das Leben. Vermutlich nehmen nicht alle Menschen das Leben auf diese Weise wahr. Vielleicht bin ich der einzige. Es gibt sicherlich genügend beneidenswerte Individuen, die stets genau wissen, was sie tun, warum sie es tun, und wie sie es tun sollen. Ich wäre auch gerne so, frei von diesem diffusen Nebel in meinem Kopf, der mir unaufhörlich das Gefühl gibt, ein Jugendlicher zu sein, der gerade erst begonnen hat, sich in der Welt zu orientieren. Doch dank der ironischen Veranlagung des Weltenschöpfers, haben die willensstarken, stets was-und-wie-wissenden Exemplare dieselbe Fehlerquote in ihren Entscheidungen, wie jene Laborratten, die wie ich meistens nur instinktiv handeln. Oder glaubt denn jemand, dass Neurologen oder Psychotherapeuten eine niedrigere Scheidungsrate haben, als die anderen Sterblichen?

Und so tapse ich hinter Manzio her, dem Großfürst aller Düsterologen, durch die verwinkelten Bahnen seiner finsternen Großhirnrinde, ohne Ahnung, was ich hier tue, und unsicher, ob es nicht doch besser gewesen wäre, sich an die Polizei zu wenden. Zwei Drogendealer auf einer Exkursion in das eigene Schicksal. Warum wollen wir eigentlich diesen Mädchen helfen? Ein guter Gedanke, den weiterzuverfolgen sich lohnt, denn liegt hier nicht ein recht offensichtlicher Ankerplatz für allerlei Verlogenheiten und Scheinheiligkeiten? Würden wir

ebenfalls wie Don Quixote und Sancho Pansa durch einen modrigen unterirdischen Gang marschieren, wenn es sich um eine Gruppe männlicher albanischer Emigranten handeln würde? Wie charmant doch die kleinen Lügen sind, die sich hinter dem Begriff Moral verbergen.

Manzio steht vor der eisernen Tür zum Heizungsraum. Mit dem Stethoskop horcht er an dem bläulichen Metall. Er schüttelt leicht den Kopf und kramt nach seinen Schlüsseln. Im Heizungsraum streichelt uns die Wärme. Da sind wieder die massiven grünen und weißen Lämpchen, eingebettet in metallische Schränke und Kontrollkästen. Ich würde lieber hierbleiben und mit den Knöpfen spielen. Einzelne Schalter drücken und sehen, was passiert. Einige Schweißperlen treten auf meine Stirn. Diesmal gehen wir nicht in die kleine Abstellkammer, aus der wir letzte Woche Herr Mahrs kleine Orgie beobachtet haben, sondern direkt zu jenem Raum, in dem sie stattgefunden hat. Manzio horcht mit dem Stethoskop an der Tür und wieder befindet er sie für unbedenklich. Wir betreten den Raum und bleiben stehen. Ich knie mich hin und berühre instinktiv die schmutzige Matratze, auf der das Mädchen gelegen hatte, während unser Vermieter sie vögelte. Manzio blickt mich an, als würde er in mir einen heimlichen Fetischisten enttarnen.

»Die Frauen sollten nebenan sein.«

Ich erinnere mich an unseren ersten Besuch hier, als er mir erklärte, dass hinter dieser Tür der Untergrund begänne.

Unser akribischer Plan sieht vor, dass wir die Mädchen rausholen und auf demselben Weg wieder zum Haus der Kraniche zurückkehren. Unten im Souterrain wartet dann Manzio mit ihnen, während ich in Erfahrung bringe, ob oben die Luft rein ist. Doch um drei Uhr morgens sollte das Haus still und schlafend sein. Dann würden wir sie rausbringen. Zu einer Polizeistation. Zu einer Menschenrechtsorganisation. Wir hatten weitere Schritte nicht geplant. Wenn die Girls erst mal draußen waren, würden wir zu einem Kumpel von Manzio gehen, dort etwas rauchen, chillen, Plan machen, im Internet surfen. Das wird schon...

»Weißt du«, flüstere ich. »Wir hätten der Polizei doch einen anonymen Tipp geben können. Wenn wir schon nicht...«

Manzio horcht an der Tür.

»Etwas ist dort. Ich glaube, ich habe jemanden husten gehört. Aber keine Stimmen...«

Leise drückt er die Klinke herab. Sie ist verschlossen. Manzio legt den bunten, wuchtigen Schlüsselbund auf seine Handfläche, während ich seine Hand mit meiner Taschenlampe beleuchte. Er sucht einen Schlüssel aus und versucht ihn so zu halten, dass der Schlüsselbund keinen Lärm verursacht. Langsam dreht er den Schlosszylinder um. Einmal. Zweimal.

Was wir hier tun, ist totaler Schwachsinn. Es können genauso gut fünf Mafiosi mit gezückten Knarren auf der anderen Seite warten und auf Zahnstochern herum kauen.

Manzio drückt wieder die Türklinge nach unten. Die Tür ist gut geölt. Herr Mahr ist ein pedantischer Hausmeister. Aus dem dunklen Raum dringt stickige Luft zu uns. Ein Geruch von Schweiß, Gewürzen und Desinfektionsmittel. Der Mensch in drei Jahrtausenden. Wir schleichen weiter und tasten mit den Taschenlampen die Kammer ab. Die Wände sind nachlässig verputzt wie in einer Garage. Der Raum ist gefüllt mit Kisten und vollen Plastikkanistern. In den Boden ist ein kleiner Abflusskanal eingelassen, in den einige Pfützen und Rinnsale zusammenlaufen. Das Wasser hat einen seifigen Rand.

Ein Gang führt von hier weiter, die Wärme aus dem Heizungsraum nimmt ab. Nun höre ich auch ein raues, trockenes Husten. Ganz nah. Meine Taschenlampe entdeckt ein paar Augen und dann weitere. Wir stehen in einer Zelle, die aus Pritschen und Decken besteht. Ein Raum, der einen Paviankäfig im ZOO wie das Hilton erscheinen lässt.

Die Mädchen schweigen. Sie sind gedrillt auf Schweigen, auf Nicht-Schreien. Es gibt für sie keinen Anlass zu denken, dass wir nicht zu »denen« gehören. Meine Taschenlampe kreist von einem schmutzigen Gesicht zum anderen, von einem Paar brauner Pfirsichkern-Augen zum anderen. Ich sinke kurz in die Hocke und blicke zu Manzio hoch.

»Ich... Ich dachte irgendwie, dass das junge Frauen sind...«

Manzio geht neben mir ebenfalls in die Hocke und legt seine Hand auf meine Schulter. »Aus der Nähe sehen die Dinge immer anders aus.«

»Das sind ja fast noch Kinder«, flüstere ich.

»Nicht da, wo sie herkommen...«

Plötzlich richtet sich Manzio auf und verzerrt das Gesicht. Seine Hände greifen nach seinem Kopf, als spürte er ein entsetzliches Stechen im Gehirn.

Er schreit auf. Seine Augen sind zusammengekniffen, als würde ihn Licht blenden. Dann reißt er sie wieder auf und starrt in die Dunkelheit. Ich sehe seltsame Lichtreflexe in seinen Augen, als würde ich die Taschenlampe bewegen, doch in Wahrheit stehe ich starr wie eine Salzsäule da.

Mein erster Gedanke ist, dass er irgendetwas Abstruses eingeworfen hat. Doch für Manzio gibt es nur zwei Drogen: El Kif und Tickets. Sein Verhalten lässt mich aber eine geballte Ladung *Ephedrin* oder *Chrystal Meth* vermuten.

Stopp! Halten wir an. Genau hier!

Ich meine der Typ ist durchgeknallt, verrückt, ein Freak, der das Rote Büchlein von Mao mit derselben Begeisterung liest, wie die Texte von Alain de Benoist. Aber wie schräg muss man sein, um hierherzukommen, mit einem recht unvollkommenen, total bekifften Plan und sich vorher die Birne mit Ice vollknallen? Hallo? Hört mir jemand zu? Bin ich der einzige, der das verdammt seltsam findet?

»Hey, Alter, sag mir bitte, dass das kein Piko ist«, flüstere ich zu ihm, während er die Stirn runzelt, als würde er sich fragen, wer ich bin. »Sag mir bitte, dass das ein Gehirntumor ist, den du vor deinen Freunden geheim gehalten hast und der sich alle paar Monate mit einer kleinen Schmerzattacke zu Wort meldet, jedoch nach einigen Minuten wieder Ruhe gibt.«

Er sieht mich an. Er blickt mir tief in die Augen, so wie er es noch nie zuvor getan hat. Wie eine Kobra, die sich aufrichtet und eine Maus fixiert. Da ist etwas in Manzios Augen, das ich nicht kenne. Hier in diesem Halbdunkel entdecke ich etwas, das vorher nicht da war. Ein Glanz, ein Reflex von etwas, das ich nicht erklären kann. Es ist nur ein Gefühl.

Er beugt sich wieder vor und reibt mit den Fingerspitzen seine Schläfen.

Plötzlich reißt er sich hoch, wie eine Sprungfeder. Die blaue Tür geht auf und ich erblicke einen schwarzgekleideten Mann mit einer Maschinenpistole in der Hand. Wer hat das Überraschungsmoment? Schwer zu sagen. Der Soldat zieht sein kurzes, modernes und ganz sicher äußerst automatisches Gewehr hoch. Was ich dann sehe, ist sehr interessant. Manzio steht schon längst aufrecht, wie eine Bogensehne und reißt mit geübter Selbstbeherrschung den Tonfa-Stock aus seinem Gürtel. Der Aufprall ist hart und sehr zielsicher. Die Abwesenheit jeglicher

Geräusche, außer der dumpfen, hölzernen Schläge gegen die beiden Schläfen des Mannes, überrascht mich. Ta-dam!

Manzio schafft es sogar, den Unbekannten während des Falls aufzufangen und langsam zu Boden gleiten zu lassen. Dann sieht er sich um, beobachtet die Mädchen, mich, den Raum. Er wendet sich wieder mir zu.

»Wir müssen uns jetzt die Mädchen schnappen und abhauen«, sage ich mit einer etwas erstickten Stimme.

»Mädchen«, wiederholt er fast nachdenklich. »Nein, ich muss da hinein.«

Er zieht den bewusstlosen Söldner an den Schultern vollständig in den Raum und greift nach seinem Gewehr.

»Du bist also wegen den Nutten hier«, sagt er in einem Augenblick tiefer Erkenntnis. Ich frage mich, ob er vielleicht schizophren ist. Oder ob ich es bin. Irgendeiner von uns läuft jetzt ziemlich weit neben der bisherigen Realitätsspur. «Nimm die Frauen und verschwinde. Lauf zur Polizei, aber vorher musst du...«

Ich unterbreche ihn und packe ihn am Arm. Wir stehen voreinander wie zwei Tangotänzer, die auf den Einsatz der Musik warten. Unsere Taschenlampen sind auf den Boden gerichtet. Ein leichter Reflex dieses Lichts trifft von unten unsere Gesichter und lässt uns geisterhaft erscheinen.

»Das war doch nicht der Plan?«

Er nickt in die Dunkelheit.

»Ich weiß. Der Plan hat sich vor einer Minute grundlegend verändert. Verschwinde jetzt. Ob mit den Mädchen oder ohne.«

Was sagte er gerade? *Was geht mit ihm vor?* Warum hat er mich hierhergelockt? Ich starre ihn an und versuche zu verstehen, was hier abgeht. Das Hintergrundrauschen ergibt gerade überhaupt keine Muster. Es ist nur ein Schäumen in meinem Kopf.

*Angst.*

*Verwirrung.*

*Aufruhr...*

Ein Cocktail aus diesen drei Ingredienzien überflutet mein Inneres. Ich kann mir denken, was hier los ist. Wäre ich doch nur in meinem Zimmer geblieben. Hier läuft gerade alles schief. Ich spüre, dass der gesamte Ärger jetzt, in diesem einen Augenblick, beginnt.

## 1.08 Der Weltraum hinter der Tür

Der Zug rast durch die Tunnel. Auf der roten elektronischen Tafel wird die stolze Geschwindigkeit von 219 km/h angezeigt. Ich öffne meinen Rucksack und greife das alte Büchlein heraus. Ich schlage es wahllos auf und lese einige Zeilen.

WER, WENN ICH SCHRIEE, HÖRTE MICH DENN AUS DER ENGEL  
ORDNUNGEN? UND GESETZT SELBST, ES NÄHME  
EINER MICH PLÖTZLICH ANS HERZ: ICH VERGINGE VON SEINEM  
STÄRKEREN DASEIN. DENN DAS SCHÖNE IST NICHTS  
ALS DES SCHRECKLICHEN ANFANG,  
DEN WIR NOCH GRADE ERTRAGEN,  
UND WIR BEWUNDERN ES SO, WEIL ES GELASSEN VERSCHMÄHT,  
UNS ZU ZERSTÖREN. EIN JEDER ENGEL IST SCHRECKLICH.

Es mag Menschen geben, die diese Worte verstehen. Es mag Menschen geben, die unentwegt solche Worte lesen. Menschen, die sie schreiben und zitieren. Doch mein Kopf brummt nur. In diesen Augenblicken fällt es mir schwer, mich auf die Buchstaben auf meinem Fahrschein zu konzentrieren.

Meine Gedanken kreisen unruhig um die letzten Stunden, um die letzten Tage. Eine Architektur aus Fragen und Rätseln baut sich vor mir auf. Weshalb sitze ich in diesem Augenblick nicht blass in irgendeiner Polizeistation und versuche mit brüchiger, kraftloser Stimme zu erklären, was sich in den letzten Stunden ereignet hat? Vor was bin ich geflohen? Wird der Schock sich erst später einstellen? Das muss es sein. Meine Gedanken sind zwar unruhig, mein Puls beginnt zu rasen, wenn ich an einzelne Momente der letzten Stunden denke — doch etwas in mir ist auf eine unerklärliche Weise euphorisch. Ich weiß nicht, was es ist. Ich versuche, meine Innenwelt zu analysieren und herauszufinden, welchen Streich mir da mein Unterbewusstsein spielt und mich damit zugleich über Wasser hält. Doch ich finde keine rationale Erklärung.

Nun, zum Teufel mit den Erklärungen. Ich bin froh, dass ich nicht am Rande eines Nervenzusammenbruchs stehe. Unauffällig blicke ich auf meine Hand. Sie

zittert nicht mehr. Langsam geht es vorüber. Selbsterhaltungstrieb, Reflexe, Neugier...

Mein Sitznachbar mustert mich.

»Z´fü Kaffä?« Er hält seine Hand auf Augenhöhe. Ein lässig gekleideter Mittdreißiger. Österreichischer Akzent. Vermutlich Wien. »Das Problem habe ich auch immer. Zuviel Espresso an´am Tag und Sie san wie unter Strom...«

Ich nicke leicht und gehe auf Abstand, indem ich die Augen schließe und so tue, als würde ich schlafen wollen. Auf der Vierer-Sitzgruppe vor mir sitzen die Mädchen und dösen vor sich hin. Es ist schwer keinen Jesus-Komplex zu kriegen, von diesen kleinen mandeläugigen Magdalenen.

Mein Wunsch zu schlafen ist echt, aber wird es mir gelingen? Der ICE rast leise durch die Nacht. Sind wir in einem Tunnel oder schon wieder draußen? Ich schiele aus dem Fenster und sehe neben der Spiegelung meines Gesichts ein kleines Dorf und einen kargen Anlegeplatz, der sich im Flusswasser spiegelt. Kühle Scheinwerfer beleuchten einsam den Holzsteg.

Was geschah nur wenige Stunden zuvor?

Manzio und ich hatten die Mädchen gefunden. Bei unserer Ankunft verhielten sich die jungen Frauen leise. Sie waren mit Gewalt und Horror dazu abgerichtet worden, sich stets leise zu verhalten. Ihre Augen blickten uns unruhig an. Es gab zu diesem Zeitpunkt nichts, dass sie zu der Annahme verleitet hätte, wir seien die »guten Jungs«. Und waren wir denn die guten Jungs? Und weshalb ist das Gute stets so nah am Dummen?

Die blaue Tür.

Die Stimmen...

Manzio...

Was stimmte nicht mit Manzio? Ich konnte nicht anders, als ihm folgen. Hinein durch die letzte Tür, die nun offen vor mir stand und aus der nur reinste Dunkelheit herausquoll. Und es gab Stimmen. Da unten.

Ich hielt mich nur wenige Schritte hinter ihm. Es sah nicht aus, als ob er vor hatte, mich durch die Situation zu moderieren. Im Gehen löste er all das alberne Zeug von seinem Gürtel, das er sich zuvor hingehängt hatte. Dann wandte er sich plötzlich zu mir um und warf mir das kurze Maschinengewehr zu.

»Wenn es sich nicht vermeiden lässt, werde laut.«

Er behielt nur den Schlagstock in der Rechten. Er wirbelte ihn im Gehen ein wenig, als wollte er ein Gefühl für dieses Instrument bekommen und nahm Anlauf. Ich versuchte mit ihm Schritt zu halten.

Im nächsten Augenblick rannte er durch die nächste verschlossene Tür und tauchte springend in die Dunkelheit. Als ich Sekunden später an der Tür ankam, sah ich ihn unten, eine Etage tiefer, umgeben von mindestens fünf anderen Söldnern, die ebenfalls in schwarzen Kampfanzügen steckten. Manzios Bewegungen waren schnell und dynamisch. Ganz anders als die Bewegungen des Manzio, den ich bis dahin kannte. Wenn das hier irgendein Dope war, wollte ich davon auch etwas.

Aber das sind Scherze, die mir einfallen, während ich in meinem brüchigen Gedächtnis herumirre. Doch damals...? Oh, damals... Ich hielt dieses dunkle Gewehr in der Hand und begann zu ahnen, dass »laut werden« bedeutete »zu schießen« und dass ich zwar wusste, wo sich der Abzug befand, ansonsten jedoch mit dieser Aufgabe in jeder Hinsicht überfordert war. Somit klammerte ich mich gleichermaßen an die Maschinenpistole, wie an die Hoffnung, dass Manzio meine Hilfe nicht benötigen würde.

Es dauerte nur Sekunden. Ich hörte ungünstige Geräusche, die offensichtlich mit brechenden Knochen zu tun hatten, sah un deutlich die Gestalten die aufeinanderprallten oder um einander herumwirbelten, und dann stand dieser Spinner alleine da und blickte zu mir hoch.

»Beeil dich«, sagte er trocken und beugte sich zu einem der Söldner. Er riss ihm sein Messer aus dem Stiefel und schnitt dann ohne mit der Wimper zu zucken den Zeigefinger des Mannes ab.

Ich trippelte gerade die Steintreppe herunter und achtete darauf, mir nichts zu brechen, doch als ich dieses Geräusch hörte, das mich entfernt an das Pulen von Krabbenfleisch erinnerte, stolperte ich und kam unten zwar noch stehend, jedoch bedenklich taumelnd an.

Für Manzio war das kein ausreichender Anlass, mich zu beachten. Er setzte seinen Lauf fort.

»Links, rechts, rechts, links«, zitierte er, während er durch die Gänge eilte. »Diese Lunge ist vollkommen unnütz.«



Ich wollte ihn daran erinnern, dass der Lastwagen voller Dope daran schuld ist, den er über die letzten Jahre in seiner Bong weggeraucht hat. Doch für Polemik war keine Zeit.

An einer Stelle blieb er stehen und öffnete einen Metallschrank, der in die Wand eingelassen war. Er zog daraus ein Computerterminal, tippte eine Weile herum und hielt dann den abgeschnittenen Finger an einen biometrischen Sensor.

»Ab hier gibt es Kameras«, erklärte er ohne mich anzusehen. »Ich kann sie aber für eine Weile deaktivieren.«

Wir eilten noch einige Meter weiter und stießen in dem halbdunklen Gang auf einen verschlafenen Söldner, der aussah, als hätte er die ganze Nacht eine Disco bewacht und nun endlich ins Bett wollte. Manzio sprang ihm förmlich ins Gesicht, riss ihn herunter und kniete nur Augenblicke später über seinem regungslosen Körper.

»Ich brauche seine Kleidung«, zischte er. »Und ich habe auch eine Aufgabe für dich.«

Er riss dem Mann das schwarze Hemd herunter und setzte sich dessen dunkle Schirmmütze auf.

»Eigentlich dürfte ich mit dir überhaupt nicht sprechen«, gab er mir zu verstehen, während er sich hektisch das Hemd zuknöpfte. »Du bist nur unter Beobachtung.«

»Manzio, was geht hier ab, Mann?« fragte ich erstickt. »Was machst du hier? Wer bist du eigentlich?«

»Manzio?« erwiderte er, während er sich die Hose zuknöpfte. »Der Name steht in deinem Dossier.«

Ich sah ihn sprachlos an und merkte gar nicht, dass wir uns inzwischen wieder in Bewegung gesetzt hatten. Bald standen wir vor einer Tür, auf der nur die Buchstaben »HQ« standen. Manzio hielt seinen Zeigefinger an die Lippen.

»Danke, dass du mir hier den Rücken freigehalten hast«, flüsterte er mir zu und nahm die Waffe aus meiner Hand. »Jetzt brauche ich nur noch eine Sache von dir. Wenn ich hineingehe, folgst du mir im Abstand von einigen Metern. Halte dich im Schatten. Du wirst links einen Kasten in der Wand sehen. Bleib bei diesem Kasten. Er lässt sich öffnen und beinhaltet die Sicherungen. Ein Schalter ist von den anderen abgesetzt und leuchtet grün. Wenn du einen Schuss hören solltest,

kippst du diesen Schalter um.« Er wollte sich abwenden, doch dann hielt er kurz inne und sah mich wieder an.

»Mein Name ist Aramis«, sagte er trocken.

Dann war er verschwunden.

Vor mir befand sich ein kurzer Gang, der nach wenigen Metern in künstliches Licht getaucht war, das gedämpft durch eine Reihe aus Fenstern entlang des Gangs quoll. Ich schaltete die Taschenlampe aus und schlich mich langsam weiter, bis zum ersten Fenster. Da wir uns unter der Erde befanden, war es offensichtlich, dass es sich nicht um Fenster zur Straße handeln konnte. Die Oberfläche musste mindestens zehn Meter über uns liegen.

Ich hatte schon zuvor über die Länge der Korridore, die wir passiert hatten, nachgedacht. Über ihre ungefähre Richtung. Es war offensichtlich, dass sich ein Großteil dieser Anlage unter dem Westpark befand.

Langsam schielte ich um die Ecke, durch das erste Fenster, um festzustellen, dass ich mich auf einer Art Galerie duckte, oberhalb eines riesigen Raums, der von der Decke mit breiten Flutern beleuchtet wurde. Sie hingen in meiner Augenhöhe. Gute sechs Meter unter mir befand sich ein schlichter Saal mit Stahlschränken, Stühlen, Computern und einem zentralen großen Tisch mit wuchtiger, ovaler Platte. Dieser Tisch war belegt mit Karten, bedrucktem Papier und Photographien, deren Inhalt ich aus der Höhe nicht erkennen konnte. Es war nicht viel Phantasie nötig, um sich hier einen typische Strategieraum aus einem Kriegsfilm vorzustellen. Nur die uniformierten Generäle fehlten. Statt dessen liefen hier einige Männer in Arbeitskombis umher, nicht selten mit Schirmmützen auf dem Kopf und Werkzeugkästen oder Geräten in der Hand. Es waren offensichtlich Elektriker und Klempner.

Am anderen Ende des Saals standen sogar zwei schwarze Hubschrauber. Die Decke besaß eine kreisförmige Wölbung, die wie eine Irisblende aussah und offensichtlich einen direkten Zugang zur Oberfläche darstellte. Es bedeutete, dass nachts mitten im Westpark der Boden aufgehen konnte und daraus Helikopter entstiegen.

Obwohl die Fenster verschlossen waren, hörte ich Stimmen und die Geräusche von Werkzeugen. Im Raum befanden sich ebenfalls einige bewaffnete Söldner, die definitiv nicht der Bundeswehr angehörten, denn diese Kerle steckten

in bequemen schwarzen Overalls und erinnerten eher an Einsatztruppen der Polizei. Doch ihre Abzeichen waren mir vollkommen unbekannt.

Es war offensichtlich, dass dieser Saal zu anderen Uhrzeiten wesentlich voller und belebter war. Nun war es späte Nacht, und nur eine Handvoll Leute hielt hier Wache oder ging einer ominösen Beschäftigung nach. In jenen Tagen war es noch nicht üblich, hinter jedem Verbrechen und jeder Konspiration die Araber zu sehen, und so dachte ich instinktiv an Russen oder eine ähnliche östliche Macht. In den Zeitungen stand viel über Oligarchen und der russischen Mafia, den *Vori v zakone*. Ich hätte nicht entfernt von der Wahrheit sein können.

Solange die Gestalten unter mir von diesen breiten Lampenbänken beleuchtet wurden und ich hier oben im Dunkeln stand, konnte ich durch das Fenster kaum gesehen werden. Ich beugte mich weiter vor und berührte mit meiner Nasenspitze die verstaubte graue Glasplatte. Es war nicht schwer, ihn inmitten all der Geschäftigkeit zu entdecken.

In Herrn Mahrs Mund steckte eine Zigarre, und er trug die üblichen Latzhosen, als ob er gerade einige Heizungen repariert hätte. Er unterhielt sich angeregt mit einem dünnen, älteren Mann im Anzug. Etwas an ihm kam mir bekannt vor. Ich war mir sicher, dieses Gesicht, diese eingefallenen Wangen und die hohen Wangenknochen schon mal gesehen zu haben, diese altmodisch zurückgekämmten silbernen Haare und diese steife Körperhaltung — wie die Karikatur eines Totengräbers in einem alten Western. Er wirkte hier wie ein Fremdkörper.

Mahr und sein Besucher kamen näher, so dass ich zunehmend ihr Gespräch verstehen konnte.

»Ich weiß nicht, was mich mehr überrascht. Dass Sie persönlich erscheinen, oder die etwas unchristliche Stunde, die Sie dafür gewählt haben«, brummte Mahr, sichtlich bemüht, nicht verschlafen zu wirken.

»Leider ist die Zeit stets gegen uns«, erwiderte der Besucher ausdruckslos, als hätte er weder Freude am Austausch von sarkastischen Bemerkungen noch Lust auf Erklärungen seiner Reisepläne. »Und wir sind besorgt über die neuen Allianzen, die Sie schmieden und die Verwicklungen, die sich daraus ergeben. Gar nicht zu sprechen von den Kollateralschäden, die Ihre klandestine Armee hier verursacht.«

Der Hausmeister schien sich an dieser Fremdwortwut nicht zu stören.

»Unser Geschäft mag ein blutiges sein. Doch denken Sie an die Kaninchenplage in Australien. Jetzt wissen es alle: Kaninchen gehören nicht nach Australien. Genauso ist es hier: die *Aschewerdung* gehört nicht in diese Welt.«

»Mein Name darf niemals mit diesen Dingen in Verbindung gebracht werden«, äußerte sich der Silberhaarige mit betonter und zugleich gedämpfter Stimme. Es schien keine Veranlassung zu geben, hier leise zu sprechen. Sein Halbflüstern entsprach wohl mehr einer Gewohnheit. »Ich bin ebenfalls hergekommen, um das noch einmal sicherzustellen.«

»Sie stecken genauso drin wie Ihr Verein, Monsignore. Wir führen hier keine Blumenkriege. Es geht nicht um mein oder Ihr Heil. Es geht um alles oder nichts. Wie, denken Sie, wird diese Welt in fünfzig Jahren aussehen, wenn wir einen Menschen wie Lichtmann gewähren lassen?«

Der Silberhaarige blieb stehen und sah Mahr mit ausdruckslosem Gesicht an.

»Es heißt nicht Monsignore«, sagte er schließlich mit kalter Stimme. »Es heißt Eure Exzellenz, oder wenn es unbedingt sein muss: Eure Erzbischöfliche Gnaden.«

Sein Name war Erzbischof Gruber. Er war ein konservativer Würdenträger, der die Kirche straffen wollte und offensichtlich genervt von ihrem Image als karitativer Verein für ältere Damen war.

»Vergeben Sie mir, Eure Exzellenz«, entgegnete Goldfinger mit einer Geste der Reue. »Ich bin nur ein unbedeutender Sünder. Und Sie können versichert sein, niemand erfährt von Ihrem Besuch hier.«

»Die Umstände zwingen mich, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Doch sollte etwas durchsickern, werde ich bestreiten, Kenntnis von Ihrer Existenz zu haben.«

»Und sollte nichts durchsickern, Eure Exzellenz«, erwiderte der Hausmeister süffisant, »bestreiten Sie das am besten auch.«

Er marschierte leicht kopfschüttelnd einige Schritte weiter, blieb dann stehen und kehrte zu dem beherrschten Erzbischof zurück.

»Meine Organisation hat hundertzehn Jahre in vollkommener Verborgenheit existiert.« Herr Mahr gestikulierte jovial mit seinen Händen. »Hinter mir steht ein Ausschuss aus zwölf Ratsmitgliedern, die bereits in vierter Generation die Geschicke unserer Gruppe lenken. Ich muss zwei lokale Minister und einen Polizeichef bezahlen, damit diese unterirdische Anlage das bleibt, was sie ist:

unbekannt. Dass Sie hier sind, ist ein Zeichen des Vertrauens. Aber wir haben schließlich eine Sache gemeinsam, und deswegen stehen wir nun hier: Wir wollen keine radikale Veränderung. Auf eine ›spirituelle Revolution‹ können wir verzichten. Wir möchten, dass die Dinge so bleiben, wie sie stets waren.«

Sie entfernten sich. Sie durchschritten langsam den Raum und befanden sich vor der Tür zum nächsten. Es wurde zunehmend unmöglich, ihr Gespräch zu verstehen. Nur einige Fetzen erreichten mich... *Finanzierung... Geld... Zeit...*

Eindeutig keine Mafia, dachte ich nur.

Langsam bewegte ich mich unterhalb der Fensterreihe, immer weiter den dunklen Gang entlang. Solange vor oder hinter mir niemand die Tür aufmachte und mich in dieser unwürdigen Körperhaltung ertappte, war es unmöglich, mich zu entdecken.

Am Ende des Gangs gab es wieder eine Tür und den angekündigten Stromkasten. Ich öffnete ihn leise und sah hinein. Es befanden sich ungefähr dreißig Sicherungsschalter darin, fast alle grün leuchtend und nur einige rot. Einer war in der Tat abgesetzt.

Ich probierte die Tür neben mir. Sie war nicht verschlossen. Dahinter aber befand man sich bereits auf einer eisernen Galerie ohne schützende Wand, oberhalb eines weiteren, benachbarten Raums. Das Geländer aus Stahl bot nicht genug Sichtschutz und so blieb ich hinten an die Wand gepresst, im dunklen Schatten. Hauptsache, niemand aus der unteren Etage kam auf die Idee, über die eiserne Treppe hierher auf die Galerie hochzukommen.

Ich reckte meinen Hals, um zu sehen, was sich unten abspielte. Die zweite Halle war deutlich kleiner, als der riesige Saal davor und glich eher einem großen Verließ. Die Wände waren unverputzt und das Licht gedämpft. Ich konnte zuerst nichts erkennen, außer einem leeren Stuhl inmitten des Raums.

Mahr und der Erzbischof waren eingetreten. Ihre Konturen zeichneten sich gegen das Licht ab, das nun durch die offene Tür in das dunkle Zimmer strahlte.

»Scheinwerfer«, sagte Mahr.

Ich konnte hören, wie direkt unter mir in einer Ecke des Raumes jemand aufstand und einige Schritte ging. Dann gab es ein lautes Klicken und das grelle Licht eines Scheinwerfers explodierte im Raum.

Ich zuckte zusammen.

Mahr, der Erzbischof und der Soldat blieben hinter dem Scheinwerfer im Schatten. An der Wand inmitten des grellen Lichtkegels stand oder viel mehr hing eine Frau. Sie drehte vergeblich das Gesicht beiseite, doch die blendenden Lichtstrahlen ergossen sich über sie und zeichneten den Weg ihrer Wunden nach.

Sie trug eine breite Männerhose nach Soldatenart. Nur ihr Oberkörper war entblößt. Auf ihrer Haut begegneten sich Prellungen, Schmutz und Striemen. Auf ihrer Stirn klaffte eine große Platzwunde, die sich wie ein Urwaldfluss verästelte. Ihre Brüste waren klein, ihre Oberarme muskulös. Ihr Oberkörper war verunstaltet mit Messerschnitten. Auf ihren Bauch hatte jemand mit einem scharfen Gegenstand das Wort »SLUT« geritzt, während über ihrer Brust noch das leicht blutende »HARLOT« geschrieben stand und auf der Seite unter der Achsel befand sich ein pragmatisches »WHORE«. Das hier war Gender Studies 101. Ich wusste nicht, was bizarrer anmutete: die hysterische Amerikanisierung, oder die eindimensionale Männlichkeit, die dieses noch lebende Dokument signiert hatte.

»Das muss Sie doch sentimental machen, Exzellenz. Ist das nicht wie damals?«

»Wie damals?« Der Blick des Kirchenmanns taumelte irgendwo an der Grenze zwischen Ahnungslosigkeit und Entsetzen.

»Nun, die Inquisition. Die hätten auf unserer Seite eine Menge zu tun. Vielleicht noch nicht jetzt. Aber bald. Denn wir haben einen Weg gefunden, wie wir sie erkennen können. Jederzeit. Mitten auf der Straße. Ich rechne damit, dass sich bald viel mehr von diesen...« Er stutzte auf der Suche nach dem richtigen Wort. »...von diesen Tieren in unserer Gewalt befinden werden.«

Der Kleriker schwieg. Die Szenerie war unwirklich. Die Frau hustete trocken und hielt weiterhin ihre Augen geschlossen. Ihr Kopf hing zur Seite, möglichst abgewandt von dem aufdringlichen Lichtstrahl. Sie sah aus wie ein weiblicher Christus.

»Das ist ein sehr rares, exotisches Vögelchen, das wir uns hier geschnappt haben. Lassen Sie sich von den weiblichen Rundungen nicht täuschen. Talitha Kumi ist ein Biest, mit dem Sie nicht allein in einem Zimmer sein möchten. Innerster Kreis. Womöglich Paul Lichtmanns rechte Hand. Auf jeden Fall eine seiner Geheimwaffen. Er befreit sie alle aus ihren erbärmlichen Lebensumständen, und sie gehen für ihn bis an die Grenze des Denkbaren. Ich habe sie für eine halbe

Stunde den Söldnern überlassen. Sie hat den Mund gehalten. Aber ich habe nichts anderes erwartet. Aber hält sie die nächste halbe Stunde aus? Und die danach?«

Inzwischen betrat ein Söldner den Raum und sagte leise etwas zu Mahr. Die beiden befanden sich direkt unter mir, nicht mehr als vier Meter tiefer. Ich konnte trotz des Flüsterns das Wort »Kameraausfall« hören.

»Wir sind hier etwas in Eile, darum verzeihen Sie, wenn ich mich Ihnen nicht mehr widmen kann als nötig«, erklärte Mahr dem Erzbischof, der ihn ausdruckslos ansah. »Wo sind wir stehengeblieben?«

»Haben Sie denn nicht irgendwelche Chemikalien oder Medikamente, die das ein wenig zivilisierter gestalten?« wandte der Erzbischof mit der gewohnt gedämpften Stimme ein und deutete etwas verlegen auf die halbnackte Frau.

»Glauben Sie mir, das ist bei diesen Leuten vergeblich. Wir hatten schon bei dem Zwischenfall 1992 alles das versucht. Skopolamin und Natrium-Thiopental. Das Objekt lachte uns nur aus und zitierte John Milton und William Blake. Gestern haben wir diese Schlampe mit Alkohol abgefüllt, nur um zu sehen, was passiert. Sie kotzte einem der Soldaten über das Hemd und lachte mindestens zehn Minuten darüber. Sie lachte sogar noch, als der Soldat mit dem Messer seine Empfehlung auf ihren Bauch ritzte.«

»Was haben Sie nun vor?« wechselte der geistliche Würdenträger mit Ekel in der Stimme das Thema. »Führt das hier zu einem brauchbaren Ergebnis?«

»Wir üben uns in Geduld und Demut«, erwiderte Mahr kryptisch. »Früher oder später wird sie reden. Sie wird uns mitteilen, wo sich Paul Lichtmann aufhält. Und dort ist auch das *Biofakt Delta*. Wir haben uns nun mit ihrem Oberkörper befasst und werden ab heute unterhalb der Gürtellinie arbeiten. Früher oder später treffen wir den Nerv, der jeden zum Sprechen bringt.«

Der Silberhaarige wandte sich um und griff nach der Türklinke. Leise schlich ich mich zurück in den Gang und beobachtete den Geistlichen durch das Fenster, während er den Verhörraum verließ. Er hielt sich kurz ein weißes Taschentuch vor die schmalen, blassen Lippen.

Mahr kam nach und stand nun schweigend neben ihm. Sie beobachteten das verschlafene Treiben im Hauptquartier. Mahr wandte sich um und trat an einen der zahlreichen Tische im Saal. Dort lagen Waffen. Zwei automatische Pistolen. Ein kurzes, kompaktes Maschinengewehr. Ein langer, wuchtiger Dolch.

»Das hier haben wir ihr abgenommen«, erklärte Mahr. »Zwei GLOCK 34. Wie geschaffen für Frauenhände.« Er nahm eine der Pistolen und ließ das Magazin herausspringen, lediglich mit dem Ziel, es effektiv wieder einrasten zu lassen. »9x19mm. Je siebzehn Schuss. Kunststoff, minimale Stahleinlagen. Manche Handdetektoren reagieren darauf gar nicht. Inmitten dieses friedfertigen Landes gibt es Leute, die mit so etwas durch die Stadt laufen. Dabei ist München nicht gerade Harlem oder Kandahar.«

Der Erzbischof musterte mit einem gewissen Unbehagen das ausgebreitete Arsenal.

»Diese Leute sind eine Bedrohung unserer Werte, Eure Exzellenz. Für all das, für das Sie und ich einstehen. Sicherheit, Stabilität, Tradition. Das sind Terroristen, Häretiker, Okkultisten und Mörder. Ich würde jeden Tag zehn solcher Frauen foltern, wenn ich die Garantie hätte, dass es den Frieden und das Seelenheil aller Bürger und Christen dieses Landes sichert. Für diese Zivilisation.«

Der Geistliche schwieg. Die Methoden schienen ihm nicht zu behagen. Doch er wirkte wie jemand, der keine alternativen Pläne besitzt.

»Die Seuche der *Lux Aeterna* muss ausgeremert werden, Exzellenz!« zischte Mahr auf dem Gipfel seiner Agitation. »Ein für allemal!«

»Sie wissen, das alles ist nicht der Grund, weshalb ich Sie unterstütze.«

»Natürlich nicht«, erwiderte Mahr mit gedämpfter Stimme. »Sie sind auf unserer Seite, weil Sie wissen, dass wir unsere Aufträge direkt von den Himmlischen Boten erhalten.«

»Wann werde ich einem von ihnen begegnen?«

»Sie werden also mit dem Heiligen Vater sprechen?«

»Das ist nicht so einfach. Seine Heiligkeit ist, wie Sie wissen, schwer krank. Und...« Er zögerte einen Augenblick, als würde er die richtigen Worte wählen. »Die Kirche hat seit Jahrhunderten nicht mehr an solchen Unternehmungen partizipiert!«

»Die Frau da drin«, erwiderte Mahr und zeigte mit dem Finger auf die Tür zum Verhörraum, »ist nicht die Vertreterin einer neuen Befreiungstheologie. Wenn wir nichts unternehmen, ist es das Ende des Abendlandes, wie wir es kennen.«



»Vielleicht wird der nächste Papst für Ihre Vorschläge empfänglicher«, sagte der Silberhaarige. »Sie müssen sich gedulden. Aber erwarten Sie nicht, dass irgendwer die Inquisition wieder einsetzt, oder ähnliche obskure Ideen.«

»Keine Sorge«, sagte Mahr leise. »Wir verstehen unser Geschäft.«

Der Erzbischof streckte leicht seinen Arm zur Seite und hielt die offene Handfläche hoch. Aus dem Hintergrund trat einer seiner stummen Begleiter und legte ihm ein würfelförmiges, dunkelblaues Kästchen in die Hand. Der Erzbischof reichte es an Mahr weiter.

Der Hausmeister nahm das Kästchen und musterte das große griechische Symbol auf der Oberseite. Seiner Brust entglitt ein Seufzer.

»Das *Zeta*. Es ist unglaublich«, flüsterte er, kaum hörbar. Sie befanden sich nun am Rande des Saals, direkt unter meinem Versteck. »Nicht lebendig und nicht tot. Es ist etwas anderes. Die *Loge* wird sehr zufrieden sein.«

Der Erzbischof schwieg. Mahr das Kästchen zu geben, schien für ihn die einzige Option zu sein, aber nicht die Idealvariante des Spiels, was für ein Spiel es auch immer war. Der Hausmeister merkte ihm das Unbehagen an.

»Ich... Ich habe noch nie eins gesehen«, meinte Mahr leise, für mich kaum vernehmbar. Die Jovialität war aus seiner Stimme gewichen.

»Erstaunlich, gemessen daran, dass die *Loge* bereits zwei in ihrem Besitz hat«, brüskierte ihn der Erzbischof trocken.

Mahr hörte ihm kaum zu. Er öffnete langsam das Kästchen. Hypnotisiert beobachtete er die grünliche Kugel, eingebettet in eine schwarze Mulde. Das Gebilde strahlte in den unterschiedlichsten Grüntönen, wie ein Urwald in der Mittagssonne.

»Es leuchtet«, flüsterte Mahr ehrfürchtig.

»Natürlich«, erwiderte Seine Exzellenz trocken und sah auf seine Uhr. »Wir transportieren gerade das *Alpha* nach Rom. Der Wagen muss sich weniger als zweihundert Kilometer von hier befinden.«

»Sie reagieren aufeinander...« Von unten grünlich angeleuchtet, sah der Hausmeister wie ein dicker, chinesischer Dämon aus. »Ab wann könnten Erdbeben auftreten?«

»Wir wissen es nicht. Nach den Aufzeichnungen erst dann, wenn mindestens vier Biofakte zusammenkommen.«

»Woher weiß ich, dass das hier echt ist? Es könnte irgendein Trick sein«, rief Mahr plötzlich aus. Seine Augen wanderten unruhig zwischen dem Erzbischof und dem Biofakt.

»Sie müssen keine Farce für mich aufführen, nur um eine Berührung zu rechtfertigen«, erwiderte Gruber unterkühlt und blickte erneut auf die Uhr.

Mahrs Hand streifte zuerst zaghaft über sein Hosenbein, dann schob er sie langsam in Richtung des Kästchens. Er berührte die Kugel kurz mit den Fingerspitzen. Es dauerte nur Augenblicke, doch ich bemerkte, dass er währenddessen seine Augen geschlossen hielt.

»Unglaublich...«, flüsterte er anschließend. »Unglaublich...«

»Beweis genug?« fragte ihn der Geistliche mit dem Anflug eines grausamen Lächelns, während er das Kästchen aus Mahrs Händen nahm und es vorsichtig zuklappte. Ohne sich umzusehen, reichte er die Schachtel nach hinten. Sein Leibwächter nahm sie sofort aus seiner Hand und ließ sie in einem Aluminiumkoffer verschwinden.

»Gewagt, das Ding mit nur so wenig Mann zu transportieren«, bemerkte Mahr und schluckte trocken, noch immer unter dem Eindruck der Berührung.

»Glauben Sie mir, das Biofakt ist sicher«, beruhigte ihn Gruber.

»Ich kann kaum glauben, dass wir so nahe sind...«, murmelte der Hausmeister. Dem Erzbischof war nicht nach Plaudern.

»Das *Millennium Christi* ist unabwendbar«, sagte er.

Zum Abschied reichte er ihm nicht die Hand. Auch erwartete er nicht, dass Mahr ihm den Ring küssen würde. Er nickte lediglich dezent und schritt mit seinem Leibwächter davon. Am Ausgang des Hauptquartiers standen zwei weitere stämmige Kerle in Anzügen mit Rollkragenpullovern bereit. Mahr wiederum nickte seinen Schergen zu, die dem Erzbischof und seinen Begleitern stumm eines der Metalltore öffneten.

Wo war ich hier nur? Und wo war Manzio? Ich ließ meinen Blick durch den Raum streifen und erstarrte beinahe. Einer der schwarzgekleideten Söldner durchquerte den Raum, und ich erkannte seine Statur sofort. Manzio. Er trug nun ebenfalls eine Schirmmütze, die er sich tief ins Gesicht gezogen hatte. Er stand zuerst einige Augenblicke in der Ecke des Raums und sah sich alles genau an, wirkte dabei jedoch nicht anders, als ein gewöhnlicher Wächter. Dann marschierte

er erneut los, lässig und alltäglich. Das war derselbe Typ, der nur noch Bongs rauchte, da ihm das Drehen von Papier zu anstrengend war. Unterwegs griff er sich beiläufig den leeren Karton und klemmte ihn sich unter den Arm. Er steuerte den Tisch mit den konfiszierten Waffen an. Dort blieb er stehen und begann, mit gleichgültiger Miene, die Waffen in den Karton zu legen.

Mein Herz klopfte schneller als ein Trance-Beat. Doch Manzios lockerer Gang zeigte nicht die geringste Spur von Aufregung. Er verschwand hinter der Tür zum Verhörraum, als hätte er schmutziges Geschirr in der Küche abzuliefern.

Aufgeregt schlich ich mich wieder auf die Galerie oberhalb des Verhörraums. Der große Scheinwerfer war noch immer eingeschaltet. Ich konnte nicht sehen, was sich in der Dunkelheit hinter dem Scheinwerfer abspielte, doch ich hörte einige dumpfe Schläge und dann glitt der Körper der Wache stumm über den rauen Boden, hinein in den hellen Lichtkreis. Augenblicke später betrat auch Manzio das Licht und schlenderte zu der Frau. Er griff in den Karton und nahm das große Messer heraus. Er schnitt ihr damit die Lederfesseln durch. Dann stellte er die Kiste vor sie auf den Boden und kehrte zu dem bewusstlosen Soldat zurück.

Das alles geschah wortlos. Keine Begrüßung, keine Gesten, keine Mitteilungen. Die Frau beugte sich vor und stützte sich erst mal gegen ihre Knie. Sie verharrte einige Zeit in dieser Haltung. Ich sah nun die Tätowierung auf ihrer Schulter, die aus einem Kreis bestand, der im gleichen Abstand von fünf Punkten oder Kugeln unterbrochen wurde. Inmitten dieses Kreises war die römische Zahl VII eintätowiert.

Manzio zog inzwischen dem Soldat seine Jacke aus und brachte sie der Frau. Sie zog sie schnell über ihren nackten Oberkörper, nahm sich aber nicht die Zeit, die Knöpfe zu schließen. Statt dessen schlüpfte sie in das Schultergeschirr mit den beiden Pistolenhalftern und warf sich das kurze Maschinengewehr über die Schulter.

Im nächsten Augenblick hörte ich unten das Geräusch der Tür. Ich wand meinen Kopf zur Seite, um zu sehen, was passiert war, aber ich war zu langsam. Manzio riss mit einer einzigen Bewegung eine Pistole aus dem Halfter und feuerte in den Scheinwerfer hinein.

Sofort war es stockfinster. Geblendet von den Scheinwerfern, hatten meine Augen keine Möglichkeit, sich so schnell an das gedämpfte Licht anzupassen. Ich

hörte nur die Geräusche von Stiefeln auf der Eisentreppe zur Galerie, überdeckt von weiteren Schüssen und schmerzzerfülltem Geschrei. Panisch starrte ich in das schwarze Nichts. Dann sprang ich auf und schob mich hastig durch die Tür. Ohne nachzudenken griff ich in den Sicherungskasten und kippte den Hauptschalter um. Mit einem Schlag wurden alle Leuchten rot. Die gesamte Anlage tauchte in vollständige Dunkelheit.

Ich rutschte entlang der Wand in die Hocke und rätselte, was als nächstes passieren würde.

»Trödle hier nicht herum«, hörte ich plötzlich Manzios Stimme dicht neben meinem Kopf. Ich konnte die Frau riechen. Es war eine seltsame Mischung aus Schweiß, Blut und Spirituosen.

Mehr dem Gehör nach folgte ich den beiden durch die Dunkelheit, zurück in den Fenstergang oberhalb des Hauptquartiers. Wir rannten durch die Korridore, ohne jemandem zu begegnen. Nur nach einer Minute standen wir wieder vor der blauen Tür.

Erst jetzt holte mich langsam die Realität ein. Die Gegenwart war wie ein mächtiger Riese, der sich nun über mich beugte und mich ohrfeigte. Sei mir gegrüßt, denn hier bin ich, dein Nervenzusammenbruch. Flog mir gerade mein Leben um die Ohren?

Die asiatischen Mädchen lagen und saßen noch immer auf ihren Pritschen und blickten uns verängstigt an. Manzio schloss die verrostete Eisentür hinter uns.

»Wenn du die Thais unbedingt retten willst, dann nimm sie jetzt mit. Geh in die St. Pauls Kirche an der Landwehrstraße. Unter der fünften Kirchenbank ganz rechts ist ein Schlüssel angebracht. Du brauchst diesen Schlüssel, wenn du zum Hauptbahnhof gehst. Und du wirst ein Passwort brauchen. Es lautet: EKLIPSE. Wir werden uns oben auf der Straße trennen.«

Die Frau lehnte sich erschöpft gegen die Wand und prüfte schweigend die Magazine ihrer Waffen.

»Ich wollte sie nicht retten, das war doch deine Idee«, rief ich ihm zu, doch er beachtete mich nicht. »Und warum sollen wir uns trennen? Da unten gab es Tote! «

Manzio kniete sich auf den Boden zwischen die Pritschen und blickte alle Mädchen einzeln an. »Rao pay«, zischt er ihnen mit halbleiser Stimme zu. »Rao pay. Phom chuay!«

Es kam plötzlich Leben in sie. Die Thailänderinnen schienen nun eine Neubewertung der guten und bösen Jungs vorzunehmen.

»Los! Schnell! Rao pay«, raunte ihnen Manzio zu.

Wir liefen alle durch den Heizungsraum, hinaus in den kalten, feuchten Gang. Das Blut pochte in meinem Kopf. Ich rannte voraus, hinter mir die jungen Frauen. Ich hörte sie schwer und aufgereggt atmen, doch sie unterdrückten ihre Furcht. Vermutlich hatten sie weniger Angst als ich. Dennoch teilten wir alle das kollektive Gefühl, dass ein Drache nur wenige Meter hinter uns durch den Korridor jagte. Haben Sie jemals seinen heißen Atem im Nacken gespürt? Keine Achterbahn und kein Horrorfilm kann sich damit messen.

Manzio hielt an jeder Tür an und verschloss sie hinter sich. Dann brach er den Schlüssel im Schloss ab. Der Lichtkegel meiner Taschenlampe tanzte stets einige Meter voraus und führte uns an. Schließlich stießen wir die letzte Tür auf und standen im Souterrain unseres Hauses. Ich hatte endgültig die Schnauze voll von unterirdischen Abenteuern.

Der ursprüngliche Plan, zu sehen, ob die Luft rein sei, stand offensichtlich nicht mehr zur Debatte. Manzio und Talitha stürzten sich hinaus in den Hof. Wir folgen ihnen.

Die Thailänderinnen waren erstaunlich leise und beherrscht. Sie trugen nur wenig mehr als schmutzige Nachthemden. Doch es herrschte keine Panik, es gab kein Geschrei. Ich sah im Licht der Straßenlaternen die große Zeichnung der Kraniche neben der Eingangstür. Was für ein widersinniger Ort dieses Haus doch war!

Die befreite Kriegerin marschierte zielstrebig über den Hof und zielte mit ihrem Maschinengewehr abwechselnd in alle möglichen Ecken der umgebenden Hausfassaden.

Manzio holte uns auf. Ich zitterte am ganzen Körper, aber ich weiß nicht, ob es Aufregung oder Kälte war. Vermutlich beides. Der kalte Wind wand sich um einen schweißgebadeten Körper.

»Was wird aus meiner Wohnung? Meinen Sachen?« zischte ich panisch.  
»Was wird aus den Mädchen?«

Doch Manzio antwortete nicht. Er eilte zur Straße und öffnete dort einen Wagen. Seine Hände tauchten in die Dunkelheit hinter den Sitzen des Autos, und als er wieder den Gehsteig betrat, sah ich zwei weitere Schusswaffen.

»Der Schlüssel steckt. Ich hoffe, du kannst fahren. Ich verschaffe dir Zeit. Los!«

Ich blickte ihn ungläubig an.

»Dein Manzio ist tot!« schrie er über die Schulter. »Los!«

Plötzlich erklang der dumpfe Knall eines Pistolenschusses. Neben mir zersprang das Fenster eines BMWs. Die Scheibe verfärbte sich milchig und bröckelte in tausend kleine Scherben auf den Fahrersitz. Der pulsierende Alarm heulte auf.

Eine Sekunde später bellte im Stakkato das Maschinengewehr der Kriegerin los.

Auch Manzio wirbelte in die Schussrichtung und feuerte in kürzesten Abständen eine Salve aus vier oder fünf Kugeln ab.

Wie in einem Traum bewegte ich mich auf den Minibus zu und riss die Seitentür auf. Mehr im Hintergrund meiner sich überschlagenden Gedanken schälte sich die Erkenntnis heraus, dass das dumpfe Geräusch, das hinter mir auf dem Steinpflaster ertönte, von dem toten Körper eines Menschen verursacht wurde, der aus großer Höhe gefallen war. Doch ich blickte nicht hin. Ich begriff, dass ich den Mädchen nun irgendwie auftragen musste, in das Auto zu steigen. Doch die vier Thailänderinnen waren wesentlich gefasster als ich. Noch während ich mich zu ihnen drehte, schlüpfen sie hinter meinem Rücken hindurch und ließen sich auf die Sitzbänke des Minibusses fallen. Nur zehn Schritte entfernt stand Manzio und ballerte durch die Gegend. Während ich mich hinter das Lenkrad zwang, sah ich die Frau, die der Hausmeister Talitha nannte. Sie hatte sich auf ihr linkes Knie gesetzt, um einen besseren Halt zu haben, und feuerte Salven in die Nacht. Ich glaubte nicht, dass seit 1945 etwas derartiges in München geschah. *Könnte jemand den Film anhalten? Ich möchte mich mal übergeben.* Panisch drehte ich an dem Zündschlüssel. Ich hatte mal einen alten Ford Escort. Doch das Ding hier war deutlich größer. Es kam mir vor wie ein Lastwagen.

»Was meint er mit tot?« murmelte ich abwesend, während ich am dem großen Lenkrad drehte.

Als ich mit quietschenden Reifen am Ende der Gasse abbog, um auf die Landsberger Straße zu fahren, hörten sich die Schüsse hinter mir bereits an, wie die Artillerie in einem Kriegsfilm. Und ein wenig wie Silvesterböller.

Polizei, dachte ich. Ich muss die nächste Polizeistation finden. Ich sollte mit denen gar nicht reden. Ich schicke nur die Mädchen hoch zu ihnen. War da nicht eine Polizeistation in der Bayerstraße, direkt neben dem Hauptbahnhof? Als ich das Zentrum erreichte, fuhr ich langsamer und vorsichtiger. Die Straßen um den Bahnhof waren leer. Das Ziffernblatt auf meinem Armaturenbrett zeigte vier Uhr morgens. Ich blieb am Postamt stehen und ließ den Motor laufen. Ich atmete tief aus. Stille. Keine Schüsse mehr. Ruhe finden. Runterkommen. Die Frauen schwiegen und warteten. Entweder verstanden sie meine Gefühlslage oder sie waren lediglich abgerichtet, in jeder Situation die Ruhe zu bewahren. Vermutlich traf beides zu.

Nach einer Weile drehte ich mich zu ihnen.

»Ihr müsst hier aussteigen«, sagte ich. Sie sahen mich ausdruckslos an. Zwei von ihnen flüsterten sich etwas zu.

»Ihr versteht kein Wort, oder?« meinte ich und trommelte nervös mit den Fingern auf dem Lenkrad. »Da hinten«, ich wies durchs Fenster auf die andere Straßenseite, »ist die Polizeistation. Polizei. Ihr geht dort hin und redet mit ihnen. Die kümmern sich um euch. Alles wird gut.«

Eine der jungen Frauen schien in der Gruppe das Sagen zu haben. Sie wirkte zwei oder drei Jahre älter als die anderen.

»No police«, erwiderte sie entschlossen. »No police.«

»Hey, das ist nicht so wie in Pattaya«, versuchte ich ihr zu erklären. »Das ist Bayern hier. Die werden euch nichts tun.«

»No, Sir. No police... Police bad.«

Sir, dachte ich. Das kann wirklich heiter werden. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und blickte wieder geradeaus.

»Das ist ein großer Fehler, den du hier machst«, sagte ich halblaut und legte den ersten Gang ein. »Einen großen Fehler machst du hier...« Ich setzte mich mit dem Wagen langsam in Bewegung und drehte eine Runde um den Hauptbahnhof. Dann bog ich ab und fuhr zum Bavariaring. Dort parkte ich und sah auf die Uhr.

Wir beobachteten die St. Pauls Kirche und schwiegen, während der abkühlende Motor leise und unregelmäßig pochende Geräusche von sich gab.

Ich rechnete nicht damit, einfach so einzuschlafen. In meinem Kopf überschlugen sich Bilder und Gedanken. Nach irgendwelchen pathologischen Kriterien stand ich sicherlich unter Schock und brauchte psychologische Betreuung. Doch die war gerade Mangelware. Nichts ergab Sinn, und jede Zelle meines Körpers schien sich in einem Zustand der Unruhe zu befinden. Als ich nach einer Weile zu den Mädchen sah, schliefen sie alle, als wären wir auf einer Rundreise durch Südfrankreich.

Wo bin ich?! Ich riss mich hoch. Es war bereits hell. Im Wagen war es kühl. Die jungen Frauen hatten zwei Decken gefunden und sich darin eingewickelt. Die Fenster des Minibusses waren von unserem Atem beschlagen. Ich fuhr mit der Hand über das Glas und verschaffte mir etwas Sicht. Dann stieg ich aus und machte die Tür hinter mir zu. Ich röchelte etwas und rieb meine kalten Unterarme. Die Schlüssel steckte ich ein.

Die Kirche war bereits offen und menschenleer. Von draußen drang gedämpft das Geschrei von Krähen herein. Ich tat möglichst unauffällig und gleichgültig — was vermutlich ein erbärmliches Resultat ergab. Schließlich setzte ich mich in die fünfte Reihe, mit einem Gotteslob in der Hand und tastete die Unterseite der Bank ab. Nach wenigen Augenblicken berührten meine Finger etwas Metallisches.

Zurück im Wagen sah ich mir die vier Mädchen genauer an. Sie waren wieder alle wach und gähnten vor sich hin. Ich fragte mich, was all die Männer an Thailänderinnen finden, denn diese sahen aus wie vier Küken auf einem Strand, vor dem ein Erdöltanker havariert war. Ich sah sie so wie sie waren. Ohne dieses typische Lolita-Make-Up und die bauchfreien T-Shirts. Mit schmutzigen Wangen, zerzausten Haaren und in diesen Nachthemden steckend, die auch schon bessere Tage erlebt hatten. Es war unmöglich, mit ihnen durch die Stadt zu gehen, ohne nicht nach fünf Sekunden alle Blicke auf sich zu lenken und verhaftet zu werden. Ich musste mir etwas einfallen lassen. Ich fuhr mit der Hand über die Fenster, um den Beschlag wegzuwischen. Als die Frauen das sahen, taten sie es mir an ihren Fenstern nach.

Plötzlich legte eine von ihnen ihre Hand auf meine Schulter. Ich zuckte etwas zusammen und drehte mich zu ihr. Als sie meine Aufmerksamkeit hatte, lehnte sie sich auf ihrem Sitz zurück und zog das schmutzige lange Unterhemd hoch. Die anderen sahen ihr dabei zu.



So sehr ich surreale und bizarre Situationen schätze, hob ich instinktiv meine Hände hoch und wollte ihr pantomimisch deutlich machen, dass ich an einer »Bezahlung« für meine bisherigen Heldentaten nicht interessiert war.

Doch das Mädchen fuhr statt dessen mir der Hand an ihren Schoß und ich sah zwei ihrer Finger in dem Spalt abtauchen. Sie winkelte dazu ihr rechtes Knie etwas an und verzog das Kinn ein wenig, als führte sie gerade eine schwierige Übung durch.

Bevor ich begriffen hatte, was vor sich ging, saß sie wieder aufrecht auf dem Rücksitz, mit herunter gerolltem Unterhemd und hielt mir ihre Hand entgegen. Ich starrte auf ein kleines Stück Papier. Es war zu einem kleinen Röhrchen zusammengerollt. Ich nahm es. Es war weich und feucht. Vorsichtig trennte ich mit dem Fingernagel das klebrige Ende des Röllchens und entfaltete das Papier. Ausgerollt war es fünfzehn Zentimeter lang. Es war bedruckt mit einem Text, der mir sinnlos erschien. Eine Ansammlung von Buchstaben. Offensichtlich chiffriert. Ich nahm an, dass es eine Nachricht war. Es hatte diesen äußeren Charakter einer Botschaft oder eines Telegramms. Der Hausmeister mochte das Stück Papier bei einem seiner lüsternen Besuche im Keller verloren haben, und die Mädchen hatten es vermutlich tagelang bei sich versteckt. Auf eine äußerst delikate Art und Weise.

Langsam begann ich zu glauben, dass ich in einem Christopher-G.-Moore-Roman gefangen war.

»Ich werde es mir näher ansehen«, sagte ich statt dessen mit einem etwas schüchternen Tonfall.

Sie nickte mir zu, als hätte sie mich verstanden.

Wir fuhren zum Hauptbahnhof. Die tägliche Verkehrspsychose war bereits in vollem Gang. Es war inzwischen nicht leicht, dort einen Parkplatz zu finden. Vor allem nicht mit einem Minibus.

Wieder blieb mein Blick auf der Polizeistation haften. Die beste Idee, die ich heute haben konnte, war, einfach gegen den Willen der Mädchen einen Beamten, oder noch besser eine Polizeibeamtin herzuholen.

»You must wait here!« sagte ich den Thais mit Nachdruck und kletterte aus dem Wagen.

Ich überquerte die Straße und betrat eine der Telefonzellen. Während ich den Hörer abnahm, streifte mein Blick von dem schwarzen Van zu meiner Linken zur Polizeistation zu meiner rechten. Ich hatte keinen Pfennig Geld dabei und auch keine Telefonkarte. Doch der Apparat nahm Notrufe kostenlos entgegen.

»Notrufzentrale«, erklang es in meinem Ohr.

Ich sah die Köpfe der jungen Frauen in dem Minibus. Sie schienen sich zu unterhalten. Ich legte wieder auf.

Die Polizei konnte ich immer noch anrufen, tröstete ich mich, um mich nicht wie ein kompletter Narr zu fühlen. Doch ich hatte noch nicht einmal den Schlüssel versucht. Ich wollte zuerst mehr von dem verstehen, was hier vorging. Die Ereignisse der letzten Nacht verwirrten mich. Und Manzio? Wieso war dieser bekiffte Nihilist plötzlich so cool und draufgängerisch? Hatte er die Schießerei überlebt? Nichts ergab Sinn.

Ich drehte mich herum und versuchte mich zu erinnern, wo die Schließfächer standen. Ich fand sie schnell. Als ich den recht dunklen Seitengang mit den unzähligen Metalltüren betrat, sah ich mich um. Ich war alleine. Da stand ich mit einem Schlüssel in der Hand, um ein unbekanntes Schließfach zu öffnen. Ich sah am Ende des Gangs die Menschen im grellen Tageslicht und musste plötzlich lachen.

Wieso fand ich das alles nicht schrecklich? Wieso saß ich nicht schon längst bei einem Verhör bei der Polizei? Wieso...?

Der Gedanke war zu kühn...

Wieso gefiel mir das hier?

»Hey, ich mag das!« rief ich leicht hysterisch aus, als wäre ich von heimlichen Beobachtern und Zuhörern umgeben. Niemand beachtete mich.

Aber war es verwunderlich? Die Situation mochte ernst sein, vielleicht sogar gefährlich — doch diese ganze Geschichte mit Schlüsseln und Schließfächern war wie eine Blaupause für den ultimativen Knabenroman. Ich hatte gesehen, was Mahr mit den jungen Frauen anstellte. Und ich wollte verstehen, wie das alles zusammenhing. Die Polizei würde es mir nicht sagen, denn sie würden mich wie einen Dummkopf behandeln, wie einen Bürger, den man nicht mit zu viel Wahrheit behelligen sollte. So ist das schon immer gewesen — seit Lucius Aelius Seianus bis heute. Da unten, in den Kellern, in Mahrs Reich, hatte ich mich wie ein Feigling gefühlt. Ich wollte mir selbst noch eine Chance geben. Und dafür musste ich noch ein kleines Stück länger spielen.

Wenigstens hinter die Tür des Schließfachs blicken.

Dann sehen wir weiter.

## 1.09 Schließfach 2012

Ich riss meinen Kopf hoch und blickte mich um. Ich hatte geschlafen. Im Zug herrschte Ruhe. Das Licht war gedämpft. Die meisten Passagiere schlummerten vor sich hin. Eine Stimme aus dem Lautsprecher verkündete die Nähe von Hannover. Ich umklammerte noch immer den kleinen Rucksack mit den fünf Büchern...

Die Bücher...

Das Schließfach...

Der Schlüssel.

Er trug die Nummer 2012. Ich beobachtete die kleine Metalltür vor mir, eine von Hunderten Schließfachtüren in einem dunklen Seitenkorridor des Münchner Hauptbahnhofs, unweit des nördlichen Seiteneingangs. Ich blickte nach links, zur hell beleuchteten Haupthalle. Dort strömten weiterhin rastlose Menschen. Zwei Männer von der Bahnwache schlenderten gemächlich vorbei. Sie trugen blaue Uniformen und rote Barette. An ihren Gürteln baumelte jener protzige Schlagstock, den ich einige Stunden zuvor in Manzios Hand in Aktion sah.

Ich ließ sie vorübergehen und versuchte, nicht konspirativ auszusehen. Dann schob ich den Schlüssel ins Schloss und spürte, wie mein Puls beschleunigt. Würde ich nun Antworten bekommen?

Ich ging in die Hocke und öffnete die massive Metalltür. Ich blickte auf ein kleines Paket aus festem Papier, umwickelt von solider haariger Schnur. Davor lag ein großer brauner Briefumschlag auf einem zusammengefalteten schwarzen Hemd. Ganz hinten befand sich eine zusammengefaltete Kuriertasche. Ich packte den gesamten Inhalt des Schließfachs hinein. Immer deutlicher spürte ich den kalten Atem des Bahnhofs. Die anderen Reisenden waren alle in warme Pullover eingekleidet und trugen herbstliche Jacken. Mein Outfit war gerade gut für eine Lungenentzündung. Ich klappte das leere Schließfach zu und ging zurück in die Eingangshalle.

Auf dem WC des Burger Kings zog ich mich um. Das Hemd passte mir gut. Aber vor allem war es trocken und sauber. Das alte T-Shirt warf ich in den Mülleimer.

Als ich mich auf dem WC im Spiegel sah, mit frischen Wassertropfen die mir das Gesicht entlang liefen, reiste ich zurück in der Zeit. Vor fünfzehn Jahren

kletterte ich in einen Kanal, um den Tod kennenzulernen. Mein Geheimnis, das ich letzte Nacht Manzio verriet. Und kaum hatte ich es getan, verwandelte sich Manzio und *alles* wurde anders. Was stimmte nicht mit mir? *Was* geschah mit mir?

Ich musste nachdenken. Allein. Ich wollte nicht zurück zu den Mädchen gehen. Sie beeinflussten meine Gedanken. Das hatte ich in der Telefonzelle gemerkt.

Der Burger King am Hauptbahnhof besitzt eine Galerie, fünf Meter über dem Boden der Eingangshalle vorgelagert. Hier kann man sitzen und die Menschen beim geschäftigen und meist eiligen Schwirren beobachten. Ruhig spazieren hier nur die Polizei und die Bahnwache und der eine oder andere Tourist, der es nicht eilig hat und auf seinen Zug wartet. Der Münchner Hauptbahnhof ist ein genauso unterkühlter und ausdrucksloser Ort, dominiert von Stahlträgern und verchromten Geländern. Die weiten, matten Fenster verleihen ihm die Note einer großen Fabrik. Doch auch er atmet das Heimweh ein und das Fernweh aus. Wie alle anderen großen Bahnhöfe erschafft er die besondere Zeitqualität des Aufbruchs und der Ankunft. Ob jugendliche Soldaten, hektische Japaner oder abenteuerlich wirkende Rucksacktouristen, Mütter und Töchter, Geschäftsmänner und Liebespaare, stets herrschen hier Bewegung und Rastlosigkeit. Traurig und heiter zugleich. Auf dem Bahnhof ist plötzlich jeder interessant, denn hier hat jeder eine Herkunft und ein Ziel. Eine Bestimmung, die sich mir nicht offenbart. Auf einem Bahnhof hat jeder sein Geheimnis.

Ich wusste nicht, was als nächstes passiert. Und aus meinem Inneren kroch langsam ein blasser Bandwurm hoch in mein Gehirn, um mir die schrecklichste aller Wahrheiten mitzuteilen: das Leben besteht darin, nichts zu wissen über die kommenden Dinge. Ich mochte in zehn Minuten tot sein. Erschossen, oder erdrosselt in einer dunklen Ecke des Bahnhofs. Vielleicht erst in zwei Tagen oder in einem Monat oder in einem Jahr. Gewissheit ist das Lieblingswort der Narren. Sicherheit ein Fachbegriff der Lügner. Und Geborgenheit ein einsamer Wunschtraum.

Heute wird mir klar, wie gesegnet ich war. Wie ziellos und uninspiriert sich mein Leben bis dahin anfühlte. Wie sehr ich eine triste Straße entlangging, die nirgendwo hinführte, außer zu noch mehr Trostlosigkeit, zu mehr Kiffen, zu mehr Nihilismus, mehr Hass auf den Arbeitgeber, mehr Hass auf die Banken, den Staat,

die Eltern... das Leben. Und tief in meinem Inneren regte sich etwas, das zu lange geschwiegen hatte und das nun seine Befreiung feiern wollte. Deshalb war ich nicht am Boden zerstört über den Verlust meines bisherigen Lebens. Über den Verlust meines Eigentums. Über den Verlust einer minutiös geführten Sammlung buntbedruckten Papiers.

Dieser Gedanke verstärkte die perverse, seltsame Euphorie, die mich bereits vor den Schließfächern befallen hatte. War das Schock? Und konnte es ein Schock sein, wenn man imstande war, es als Schock zu benennen?

Unten strömten Menschen in typischer Eile. Auch ich hatte es eilig, doch es war eine andere Art von Dringlichkeit. Eine Hast, die ich bis dahin noch nie gefühlt hatte. Ich hatte alles verloren, ja, doch zeitgleich tat sich ein Tor auf und ich erkannte einen neuen Weltraum, der sich mir hier anbot. Es interessierte mich nur noch, was die nächste Stunde brachte, die nächsten zehn Minuten, der nächste Atemzug. Was tun in einer Situation, die komplett keinen Sinn ergibt? Was tun mit einer Gleichung, die nur aus Unbekannten besteht? Was tun mit einem Leben, das plötzlich so schnell brennt wie ein Streichholz?

Immer erst das Kuvert öffnen.

Ungeduldig riss ich den Umschlag auf. Zum Vorschein kamen dreißig Tausendmarkscheine, ein undatiertes Ticket erster Klasse für einen beliebigen Zug nach Hamburg, die Visitenkarte eines gewissen Dr. Bertil Mårtensson, an deren Rückseite ein weiterer Schlüssel mit einem Klebeband befestigt war, ein britischer Reisepass und ein Taschenmesser mit einer Springklinge, auf der die Aufschrift *Omophagia* stand. Neugierig öffnete ich den Reisepass. Der eingeschriebene Name lautete Jeffrey Underhill. Das Foto zeigte einen Mann mittleren Alters, mit einem blonden Schnurrbart. Er war alles, nur nicht mir ähnlich.

Ich drückte mit infantiler Befriedigung die kleine Taste an dem Messer und musterte die scharfe Klinge, die heraussprang. Ich zerschnitt damit die Fäden des Pakets und faltete das harte Papier auseinander. Vor mir lagen fünf alte Bücher, alle in festem, schmucklosen Einband, wie aus einem Antiquariat. Und auf ihnen lag ein Game Boy.

Rätsel? Das hier war ein *perpetuum mobile* für Rätsel.

Ich blickte auf die Menschen unten, die durch die Halle marschierten, oder sich bei Fahrscheinautomaten aufhielten. Meine Gedanken waren verschwommen

und weich wie Gelatine. Gelangweilte, gähnende Passanten horteten sich vor dem gigantischen Fernsehmonitor, der inmitten der Eingangshalle von der Decke hing und gestrige Fußballergebnisse zeigte. Durch den Bahnhof hallte eine dieser unverständlichen Frauenstimmen und sagte die Eilzüge und ICEs an. Unter mir marschierte eine vielleicht fünfzigjährige Blondine mit einem gut fünfundzwanzig Jahre jüngeren Afrikaner in engem T-Shirt. Ihren Weg kreuzten zwei Polizisten — ein Mann und eine Frau — in diesen typischen sandfarbenen Hemden und mit weißgrünen Mützen.

Ich sah auf den Game Boy vor mir. Dann wieder auf die Polizisten. War ich das Opfer eines verrückten Streichs? Vielleicht ging es nur darum, mir irgendein Verbrechen unterzuschieben und mich auch noch so zu navigieren, dass mein gesamtes Verhalten mich mehr und mehr belastete. Doch das war alles Unsinn — ich wusste es. Niemand hatte mit dieser Situation gerechnet, und nun strebten alle beteiligten Parteien emsig danach, mich in ihre Gleichung einzubeziehen. Währenddessen nahm ich das Spielzeug und schaltete es in Gedanken versunken ein. Nicht etwa, dass es in meiner Situation eine Rolle spielte, ob eine Speicherkarte mit *Wario*, *Tertris* oder *Super Mario* im Gerät steckte.

Wäre nicht das einzige Sinnvolle, nun herunterzugehen und die beiden Polizisten anzusprechen? »Guten Tag, ich habe vor einigen Stunden versucht, eine Gruppe von thailändischen Zwangsprostituierten zu befreien, als ich Zeuge...« Zeuge von was, überlegte ich. »Auf jeden Fall war mein Hausmeister darin verwickelt... Und mein Nachbar. Jetzt habe ich einen Minibus mit vier Thailänderinnen ohne Schuhe an der Backe und ein Kuvert mit dreißigtausend Mark...«

Mein Blick streifte das kleine Display, doch anstelle eines Spiels, baute sich vor mir in Sekundenschnelle lediglich eine Zeichenfolge auf:

calling luxaeterna  
session in process

Und schließlich:

enter password now

Ich schaltete das Gerät ab und zog die Speicherkarte heraus. Auf ihr befand sich nur die schlichte Aufschrift:

SUPACHIP 12TB

Das war definitiv nicht Super Mario. Ich steckte die Karte wieder hinein und schalte den Game Boy ein. Die Prozedur wiederholte sich. Wieder erschien der Satz.

session in process  
enter password now

Nachdenklich blickte ich auf das Gerät und besah es von allen Seiten. Game Boys sind nicht gerade geeignet, um zu kommunizieren, da sie nur fünf Tasten haben. Ich drückte eine von ihnen, in der Hoffnung, dass sich nun das Spiel aktivieren würde. Doch der Bildschirm blinkte nur kurz und zeigte weiterhin stoisch:

session in process  
enter password now

Ich erinnerte mich an Manzios Worte. Aber ich vermisste eine Tastatur. Sollte etwa...?

»Eklipse«, brummte ich mit gerunzelter Stirn. Die Aufschrift verschwand und statt dessen erschien ein neuer Schriftzug:

kernel 216xl  
voice verif subroutine in process

Als dieser einige Sekunden bestanden hatte, verschwand er und wurde durch eine Meldung ersetzt, die offensichtlich kein Log, sondern direkt an mich gerichtet war:

Was hast du vor?

»W-was ich vorhabe?« stotterte ich und hielt sofort inne. Toll. Jetzt saß ich also da und redete mit einem Game Boy! Die Meldung verschwand und es dauerte nur Sekunden, bis die nächste erschien.

Wohin wirst du gehen?

Ungläubig starrte ich auf die klobigen ANSI-Buchstaben. Erst nach einer Weile murmelte ich hinter vorgehaltener Hand: »Wer ist da...?«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Öffne den Batterieverschuß.

Ich sah mich wieder um und überzeugte mich, dass ich nicht dabei beobachtet wurde, wie ich mit meinem Game Boy redete. Ein Otaku kurz vor seiner Einweisung in eine Heilanstalt. Mit einer möglichst gleichgültigen Miene drehte ich das Gerät um und klappte die kleine Luke auf. Zu meinem Erstaunen beinhaltete es keine Batterien, sondern zwei winzige drahtlose Kopfhörer. Vorsichtig nahm ich die kleinen Polster in die Hand und stöpselte sie mir in die Ohren. Dann drehte ich das Display wieder zu mir. Die Aufschriften waren verschwunden und wurden kurz durch eine Meldung ersetzt:

switching PPPoE > PPPoATM

Anschließend begann auf dem Display lustlos eine kleine zweidimensionale Figur herum zu hüpfen und wick irgendwelchen Pixelgeschossen aus.

»Wer ist da?«

In meinen Ohre knisterte es leicht. Dann erklang die Stimme.



»Nenne mich Korvinian.«

Die Stimme war weich und freundlich, doch zugleich auf eine seltsame Art gekünstelt und unpersönlich. Als hätte der Sprecher eine Karriere bei Kaufhaus-Werbefilmen hinter sich. *Rückenschmerzen bei Reinigungsarbeiten? Mit dem neuen ErgoTrixx können Sie ihre Wohnung in wenigen Minuten staubfrei bekommen, ohne Ihre Wirbelsäule zu belasten. Fragen Sie einen unserer Mitarbeiter, um mehr über ErgoTrixx zu erfahren.*

»Was passiert hier?« entgegnete ich und setzte mit erhobener Stimme zur nächsten vermutlich ziellosen Frage an. »Wie...«

»Schschsch...«, gab der Call-Center-Typ freundlich von sich.

Ich widersprach ihm nicht, da ich bei der Vorstellung, er könnte verschwinden, eine gewisse Angst empfand. Deshalb schwieg ich angespannt und starrte stumm auf den winzigen Bildschirm, der weiterhin nur monoton das Demo abspielte.

»Hier sind die wichtigsten Fakten. Erstens. Du bist in Gefahr, doch das hast du sicherlich selbst gemerkt. Aber auch dort, wo du gerade bist, ist es für dich nicht sicher. Zweitens. Ich bin hier, um dir aus dieser Gefahr zu helfen. Drittens. Du musst genau das tun, was ich dir sage.«

»Wer seid ihr? Wer ist Lux Aeterna?«

»Dafür ist jetzt keine Zeit. Hast du die drei Punkte verstanden?«

»Was muss ich tun?« erwiderte ich selbstbewusst.

»Deine Verfolger gehören einem geheimen Konsortium an. Sie nennen sich das Kerygma. Du hast eines ihrer Hauptquartiere entdeckt. In diesem Augenblick treffen Einheiten des Kerygma am Flughafen ein, während ein anderer Trupp den Bahnhof abriegelt. Mit diesen vier Gören fällst du auf wie ein bunter Hund...«

»Habt ihr denn niemanden, der mich abholen kann?«

»Wir haben eine Person in deinem Gebiet, die sich dir zu erkennen geben wird, wenn die Zeit gekommen ist. Aber nach Hamburg musst du allein fahren.«

»Werden wir dann in Hamburg abgeholt?«

Die Leitung knackte nur leicht unhörbar. Korvinian beriet sich möglicherweise mit jemandem, oder überlegte eine passende Antwort.

»Wir werden auf dich zukommen, wenn die Zeit gekommen ist.«

Mein Gehirn fühlte sich wie Watte an. Doch ich hatte dennoch das bestimmte Gefühl, dass er mir nicht sagen würde, was ich wissen wollte, sondern lediglich, was ich wissen musste.

»Nun bist du an der Reihe«, fuhr die Stimme in meinem Ohr fort. »Es wird dir nicht gelingen, mit den vier Frauen unbemerkt in einen Zug zu kommen.«

Langsam fand ich, dass er etwas übervorsichtig war. Doch dann streifte mein Blick den Haupteingang zum Bahnhof. Sechs Männer traten schweigend ein. Sie hatten weder Gepäck dabei, noch wirkten sie wie Menschen, die gerne öffentliche Verkehrsmittel in Anspruch nahmen. Sie trugen modische schwarze Lederjacken und vereinzelt Sonnenbrillen. Ich war in einem Mahlstrom der Stereotypen gefangen.

»Ich glaube, ich sehe sie«, flüsterte ich leise.

Die Männer durchquerten die Haupthalle und waren nun unterwegs zu den Bahnsteigen.

»In deiner Nähe befindet sich eine Horde Halbstarker«, erwiderte Korvinian vollkommen zusammenhanglos.

Ich sah mich um. Es stimmte. Vertieft in meine eigenen Probleme, hatte ich sie kaum wahrgenommen. Dabei grölten sie nur zwei Tische weiter — das pomadige Klischee einer Pasinger Gang, vollgepumpt mit Testosteron, das durch ihre Pickel durchbrach, und aufgestachelt durch miserablen Sex.

Woher wusste Korvinian von ihnen? Konnte er mich etwa sehen? War er in der Nähe?

»Wie kannst du...«

»Nicht jetzt«, wies er mich schroff zurecht. »Nimm nun einen Geldschein aus dem Umschlag und verstaue den Rest.«

Ich befolgte roboterhaft seine Anweisung.

»Steh dann auf, gehe zu ihnen rüber und lege den Schein auf den Tisch. Sage ihnen, dass sie noch einen zweiten bekommen, wenn sie zum Bahnsteig 23 gehen und dort untereinander eine wirklich laute Schlägerei anfangen.«

Auf diese Weise ferngesteuert, trat ich an die Halbstarken heran und ließ den Geldschein auf den Tisch fallen.

Sie unterbrachen ihr tiefsinniges Tun und starrten einen Augenblick sprachlos die Gebrüder Grimm an. Dann fand der erste seine Stimme wieder und polterte halb lachend: »Hey, was geht'n?«

»Ich brauche dafür eine Kleinigkeit von euch«, sagte ich. »Ich möchte, dass ihr zum Bahnsteig 23 geht und dort etwas Stress macht.«

»Ich verpeile nix«, meinte einer, während ein anderer vorsorglich den Schein einsteckte. Der Rest brach in Gelächter aus. »Checkt ihr den Null-Checker?«

»Ich will, dass ihr das nur fingiert. Eine Schlägerei. Untereinander.«

Sie blickten mich zunehmend entgeistert an.

»Und wenn wir da jetzt runtergehen und da ist voll der Schnittlauch? Oder deine Jangos. Bist du'n 809er?«

Ich konnte nicht fassen, dass er mit diesem Gang-Scheiß um sich warf. Er konnte höchstens siebzehn sein und führte sicherlich über die Anzahl seiner Schamhaare heimlich Buch.

»Dort ist niemand... Ist´ne Wette, Mann. Aber mehr darf ich nicht sagen, weil ich sonst die Wette verliere.«

»Und wenn wir einfach nur mit deinem Tausi abhauen, was dann, Spock?«

»Dann kriegt ihr den zweiten nicht.«

Sie kicherten noch lauter und gaben weitere rhetorischen Geniestreiche von sich: »Den zweiten?!« — »Delüxig!« — »Boah, voll krass!« — »Echt heftig!«

»Und dafür sollen wir einfach nur paar Minuten rumpogen?« hakte das Alpha-Männchen unter ihnen nach.

Ich nickte.

»812, Mutterficker«, sagte der Sprecher. Er stand lachend auf und schlug sich dabei auf die Brust. Die anderen folgten ihm. »Uns ists voll wurscht, ob da die 809er warten. Wir mischen die auf.«

»Ich muss den Krach bis hierher hören«, betonte ich.

»Wenn du nachher nicht mehr da bist, wegen dem anderen Tausi...«, unterrichtete mich der Anführer. »Dann gibt´s Kress.«

»Kress?«

»Voll krassen Stress, Dummbarz.«

Sie zogen ab und benahmen sich schon auf der Treppe zur Halle wie eine Horde wilder Primaten. Ich hatte plötzlich den Eindruck, dass sie es auch umsonst gemacht hätten.

Ich blickte ihnen hinterher.

»Bandar-Log«, murmelte ich.

Sie waren nur fünf oder sechs Jahre jünger als ich, doch hier und jetzt kam es mir wie dreißig vor.

»Nimm die andere Treppe«, dirigierte mich inzwischen Korvinian. Ich warf mir die Kuriertasche quer über die Schultern und hielt den Game Boy wie ein Funkgerät in der Hand.

»Ich nehme an, die kriegen keinen zweiten Tausendmarkschein zu sehen«, sagte ich, während ich schnellen Stakkato-Schritt die Treppe herunter eilte.

Im nächsten Augenblick brach schon das Geschrei los. Die

»Pasinger Gang« hatte offensichtlich die Schlägerei bereits vor dem Infostand begonnen. Ich nahm an, dass da etwas in ihnen war, das einfach raus musste, und ich hatte nur den ersten Dominostein in Bewegung gesetzt.

»Gehe zu einem Fahrkartenschalter, schnell.«

Ich trat an ein freies Schalterfenster.

Im Augenwinkel sah ich die beiden Polizisten an mir vorbei zu der »Pasinger Gang« rennen. Die Menschen schauten sich gegenseitig an und blickten unruhig in Richtung des Lärms.

Ich zog aus dem Kuvert einen Tausender heraus und trat an den Verkaufsschalter.

»Wann fährt der nächste ICE nach Hamburg?« fragte ich und erfuhr, dass der Zug in fünfzig Minuten den Bahnhof verlassen würde.

»Ich nehme vier Fahrscheine und fünf Reservierungen«, sagte ich in das ins Glas eingelassene Mikrophon, das mich mit dem Mitarbeiter auf der anderen Seite der Glasscheibe verband. Die Zeit floss plötzlich wie Honig um mich, und die Hände des Fahrscheinverkäufers auf seiner Tastatur erschienen mir müde und schlapp. Misstrauisch blickte ich nach links und rechts, Ausschau haltend nach verdächtigen Gesichtern. Ich hatte das unbehagliche Gefühl, dass mich jeden Augenblick jemand von hinten packen könnte.

Aus der Richtung der »Gang« erklang plötzlich das Klirren von splitterndem Glas. Das Geräusch vibrierte wie ein Donner in der ungemütlichen Akustik der Bahnhofshalle.

Herrje, dachte ich. Die müssen natürlich vollkommen übertreiben.

»Jetzt nichts wie raus«, meldete sich der Mann in meinem Ohr wieder zu Wort. »Ist eines der Taxis draußen ein Minibus?«

»Ja«, antwortete ich und steuerte hinaus.

»Ich muss noch vier Leute abholen«, sagte ich dem Taxifahrer, während ich einstieg.

»I woäß scho, nach Pasing«, stimmte er mir zu. »Da Kolleg' war scho do und hot eana Eikauf dogloaßen.«

Ich blickte mit offenem Mund nach hinten und sah zwei modische Papiertüten im King-Size-Format auf einem der Rücksitze des Taxibusses. Mit dem Zeigefinger zog ich eine näher an mich heran und blickte hinein. Sie war gefüllt mit Frauenkleidung und Schuhen.

Während der Taxifahrer seine Runde drehte, versuchte ich eins und eins zusammenzurechnen. Jemand war hier, auf dem Bahnhof. Während ich das Schließfach geleert und oben bei Burger King gesessen hatte, schien diese Person im Hertie gewesen zu sein, um dort für meine seltsamen Reisebegleiterinnen Sachen einzukaufen und anschließend das Taxi bereitzustellen.

Zu meiner Erleichterung saßen die vier jungen Damen noch im Minibus. Sie waren inzwischen etwas aufgetaut und plauderten in ihrer Muttersprache. Der Taxifahrer war parallel in der Zweitspur stehengeblieben, und ich schob die Seitentür des Busses auf. Wie immer brauchten sie nicht viele Erklärungen, sondern sprangen eilig von einem Auto ins andere.

Der Fahrer beäugte die schmutzigen Küken mit hochgezogenen Augenbrauen und machte sich vermutlich um seine Sitzbezüge Sorgen. Ich zeigte auf die Tüten, was die Mädchen mit ausgelassener Euphorie begrüßten. Wir bogen bereits in die Bayerstraße ein und eilten dann in Richtung Westen.

Ich deutete auf den symbolischen Plüschfußball in rot-blau-weiß, der am Rückspiegel baumelte.

»Sind Sie ein FC Bayern-Fan?« fragte ich vollkommen unsinnig, um seine Aufmerksamkeit von den Thailänderinnen auf uns abzulenken. Die Mädchen

hatten ungezwungen begonnen, ihre schmutzigen Oberteile abzuwerfen. Bevor ich meine Gedanken ordnen konnte, angesichts ihrer nackten Körper, verrenkten sie sich bereits auf den Autositzen, um in die Hosen und Jacken hineinzukommen. Lachend und zirpend tauschten sie noch einige Kleidungsstücke untereinander aus und schlüpfen in die Schuhe.

»Jo freili«, gab er zufriedenstellend zurück, schielte jedoch immer faszinierter in den Rückspiegel.

»Wann spielen die denn wieder?« fragte ich mechanisch.

Der Taxifahrer blickte mich entgeistert an und sah dann in seinen Rückspiegel. Er lachte etwas unsicher, vollkommen ahnungslos darüber, was hier vor sich ging.

»Ah, ah... Am Somsdog.«

»Die sind aus einem Heim ausgerückt«, erklärte ich ihm wie beiläufig, als wäre es die unwichtigste Sache der Welt. »Jetzt bringe ich sie zurück.«

»Di Oarmen«, sagte er nickend und brummte leise, während er in den Pasinger Bahnhofplatz einbog: »In dem Hoam mog i a arboaten.«

*Möchte ich wetten, du Drecksack*, dachte ich nur und blickte nach hinten. Ich stellte fest, dass plötzlich vier ganz andere Menschen auf dem Rücksitz saßen. Auf einmal wirkten sie viel mehr wie eine japanische Girlie-Band, die durch deutsche Punk-Lokale tourt.

»Abgefahren«, murmelte ich vor mich hin.

Vor dem Bahnhof wies mich Korvinian an, die Punkband in den Burger King zu lotsen. Sie verschwanden dort eilig auf dem WC, wohl um endlich etwas Wasser auf ihren Gesichtern zu spüren. Ich sah ungeduldig auf die Uhr und stellte mich in die Warteschlange vor den Kassen. Der Zug, in den wir am Hauptbahnhof einsteigen wollten, würde hier erst in fünfundzwanzig Minuten anhalten. Als ich an die Reihe kam, stieß die Girlie-Band wieder zu mir. Ich wollte für sie etwas bestellen, doch die vier drängten sich an mir vorbei und orderten routiniert alle möglichen Burger und Shakes. Die Namen von Fastfood-Produkten waren die ultimative Lingua Franca auf diesem Planeten.

Ich selbst bestellte gar nichts. Ich empfand in diesen Stunden tausend Sachen, doch Hunger war nicht darunter.

Während der ganzen Zeit schwieg Korvinian. In meinen Ohren knackte es manchmal nur leise.

Erst als wir auf den abgewetzten Ledersitzen Platz nahmen, begriff ich, dass die Thailänderinnen nun auch geschminkt waren und unter diesem Schleier aus Sorge und Schmutz die ganze Zeit vier attraktive, geradezu adrette junge Damen gesteckt hatten. Plötzlich sahen sie nicht mehr wie Mädchen aus, sondern wie Frauen. Sie waren beinahe um zehn Jahre gealtert. Das war gut... Ich meine, es war gut, weil es dadurch weniger seltsam aussah. Wenn man schon einen Zug mit vier asiatischen Gören besteigt, ist es besser, wenn sie wie vierundzwanzig aussehen, anstatt wie vierzehn.

Ich musterte sie, während sie leidenschaftlich in die lappigen Burger hineinbissen, befriedigt an den breiten Strohhalmen ihrer Colas zogen und hypnotisiert auf die Fernsehbildschirme mit Musikclips starrten.

»Ihr seid wie ein wandelnder Werbefilm«, witzelte ich, ohne dass sie mich verstanden.

»*Du musst handeln*«, unterbrach plötzlich Korvinians Stimme meine Gedanken. »*Lass die Frauen allein und gehe in den Bahnhof hinein.*«

Ich stand langsam auf und versuchte natürlich zu wirken, um die kleine Viererbande nicht zu beunruhigen.

Während ich seine Anweisung befolgte und in die kleine Bahnhofshalle trat, sah ich bereits draußen, auf den Vorplatz mehrere Autos hektisch einfahren. Die Türen wurden aufgerissen und Gestalten sprangen auf. Sie alle eilten in meine Richtung.

»*Lauf!*« sagte Korvinian.

Es gab hier nicht viele Wege zur Auswahl. So rannte ich in den langen Korridor und passierte die Treppenaufgänge zu den Bahnsteigen.

Ich verstand, was Korvinian tat. Er sah eine gute Chance, dass die umgekleideten Thailänderinnen den Verfolgern gar nicht erst auffallen würden, da sie dort wie Touristen aus dem Fernen Osten aussahen. Und ich sollte die gesamte Aufmerksamkeit auf mich lenken. Danke für dieses Vertrauen!

»*Nimm die letzte Treppe*«, wies mich Korvinian an.

Oben kam ich auf einen leeren Bahnsteig, auf dem ein abgestellter Zug stand. Die Anzeigetafel war abgeschaltet.

»Steig ein!«

Ich griff nach dem roten Hebel. Der Waggon war offen und ich gab mir nicht die Mühe zu verstehen, wie Korvinian das wissen konnte, sondern kletterte hinein und schlug die Tür hinter mir wieder zu.

Der Zug war kalt. Im Waggon roch es nach altem Leder und Gummi. Es fühlte sich unwirklich an, nun plötzlich in vollkommener Stille zu stehen. Ich ging schwer atmend an den Sitzen vorbei und blickte leicht gebückt aus dem Fenster.

»Sie kommen«, informierte mich Korvinian freundlich.

Ich duckte mich und kauerte auf dem Boden, zwischen zwei Sitzen — fast wie damals, als ich die Geräusche in der Kanalisation gehört hatte.

Draußen auf dem Bahnsteig liefen die Söldner des Kerygma auf und ab und bellten sich gegenseitig irgendwelche unverständlichen Hinweise zu. Sie trugen schwarze Sakkos und Lederjacken und benahmen sich, als ob der Bahnhof ihnen gehörte. Wo ist denn die Bahnwache, wenn man sie braucht? Ich hoffte, den vier Frauen ging es gut. Vermutlich kriegten sie von all dem gar nichts mit und schlürften noch immer gemütlich Cola durch die dicken Strohhalme, während über ihnen von den Wandfernsehern MTV oder VIVA lärnte. Ich war sicher, sie konnten das stundenlang tun, ohne sich auch nur einmal zu fragen, wo ich blieb.

Das Geräusch war unmissverständlich. Eine der Türen wurde aufgerissen. Vermutlich nur einen Waggon weiter. Meine Hand krallte sich unbewusst in die weinrote Lehne des Sitzes.

»Deine Tasche«, erklang es in meinen Ohren.

»Was ist damit?« gab ich gereizt mit unterdrückter Stimme zurück.

»Hast du nicht die Bücher geprüft?«

»Nein...«

»Prüfe sie alle. Jetzt!«

Bizarrer Typ, dachte ich, während ich hektisch die Kuriertasche durchwühlte. Nebenan und nur zwei Schiebetüren entfernt, durchsuchten die Jäger die Sitzreihen. Ich fühlte sofort, dass das Buch, das ich nun einzeln in meiner Hand hielt, viel zu schwer für fünfhundert Seiten Papier war. Ich schlug es auf. Die Seiten waren ausgeschnitten und innen lag eine silberne Pistole. Ich nahm sie heraus.



Im selben Augenblick hörte ich, wie jemand die erste Zwischentür betätigte. Sie hatten offensichtlich den Strom im Zug aktiviert und gingen von Waggon zu Waggon. Die Schiebetür gab ein charakteristisches Zischen von sich, während die Metallplattform in dem Gummiwulstübergang unter den Füßen des Jägers ächzte.

»Wenn er durch die Tür kommt, nimm ihn...«

»Nehmen?« flüsterte ich ahnungslos und starrte auf den Game Boy, der nun auf dem Sitz lag. Auf dem Display hüpfen noch immer kleine Pixelfigürchen.

»Du musst schießen«, bestätigte Korvinian meine schlimmsten Befürchtungen.

Ich nahm die Pistole in beide Hände und versuchte das Zittern weniger offensichtlich zu machen.

Das zweite Zischen erklang und ich hörte, wie nun die Tür auf meiner Seite beiseitegeschoben wurde.

»Safety catch«, sagte plötzlich Korvinian in meinem Ohr. »Die Sicherung.«

Was er da erzählte, ergab für mich in diesem Augenblick keinen Sinn. Ich war nicht mehr befähigt, ihm zu folgen. Hektisch riss ich mich hoch und zielte auf den Mann.

Er griff unter seine Jacke, doch dann erstarrte er, in den Lauf meiner Pistole blickend. Er wagte nicht seine eigene Waffe zu ziehen. Seine Hand löste sich und kam langsam wieder zum Vorschein.

»Tu's nicht«, sagte er. Ein untersetzter Typ mit leichter Glatze und einem Rollkragenpullover. Die teure Golduhr auf seinem Handgelenk konnte ich trotz meiner Benommenheit nicht übersehen. »Wir sind nicht hier, um dir zu schaden. Es gibt aber Dinge, die du nicht verstehst. Und es ist besser...«

»Schieß«, forderte mich der Mann in meinem Kopf auf. »Schieß!«

Ich hätte es nicht gekonnt. Die Pistole war ohnehin nicht entsichert, und ich war bereit, ihn tagelang im Schach zu halten, nur damit ich nicht abdrücken musste.

»Er ist nicht allein, schieß«, beharrte Korvinian.

Erneut erklang das zweifache Zischen der Verbindungstür.

»Er ist hier«, sagte mein Gangster emotionslos zu seinem Kollegen ohne den Blick von mir abzuwenden. »Mit'ner Wumme...«

Dann geschah etwas seltsames.

Der Scherge hinter ihm, von dem ich in diesem Augenblick kaum mehr als einen hochgeschlagenen Kragen seines grauen Mantels und eine flache Mütze sah, hielt dem Mann mit der goldenen Uhr etwas an den Hals, das wie ein Stift aussah. Eine dünne Klinge fuhr blitzartig heraus. Sie war vermutlich lang genug, um seinen Mundraum zu durchstoßen, bis hinein in das Gehirn. Mit einem leichten Klicken und Zischen verschwand die Klinge wieder in ihrem Griff. Mein Gegenüber brach geräuschlos zusammen.

Der neue Spieler sah mich ausdruckslos an. Er mochte um die vierzig sein und hatte ein schmales, eher unscheinbares Gesicht, mit einem Dreitagebart. Er trug einen Anzug, darüber einen langen Mantel und eine quer über die Brust gehängte Tasche. So sah ein Banker aus, der es eilig hatte. Die Schiebermütze wirkte leicht exzentrisch, doch sie ließ ihn harmlos erscheinen.

Ich wusste, er war nicht harmlos.

Er trat über die Leiche hinweg und kam auf mich zu. Wortlos griff er nach der Pistole, mit der ich immer noch auf ihn zielte und nahm sie mir ab.

»Safety catch«, sagt er ausdruckslos und klappte einen kleinen Hebel auf der Seite um. »Die Sicherung.«

Er reichte sie mir wieder und sah aus den Fenstern.

»Bist du Korvinian?« brachte ich endlich heraus.

»Ich bin Tristan«, antwortete er knapp und half mir, meine Sachen in die Kuriertasche zu packen.

»*Befolge seine Anweisungen*«, erklang Korvinians Stimme in meinem Kopf.

Ich folgte Tristan in den nächsten Waggon. Er griff unter seinen Mantel und zog eine Pistole mit einem langen Schalldämpfer heraus. Ich fand, es stand ihm zu, hier den Längsten zu haben. Ich ließ zaghaft die Vorstellung an mich heran, dass ich aus dieser Sache lebend rauskommen würde.

Hinter uns zischte warnend die Tür. Tristan drehte sich um und feuerte dreimal. Es klang als würde jemand laut ein Buch zuklappen und gleichzeitig kurz an einem Schlüsselbund rütteln. Der Unbekannte am Ende des Waggons hechelte und stürzte rückwärts in den Zwischenraum zurück.

Tristan öffnete resolut die letzte Tür und zeigte in die Ferne.

»Da kommt euer Zug.«

Es war nur ein weißer Punkt über einem Geflecht aus Gleisen.

Als ich mich umsah, schwang sich Tristan gerade über die Metallplattform und sprang auf den Bahnsteig. Ich hörte ihn wieder schießen und wagte es nicht, ihm zu folgen. Die gedämpften Schüsse gingen im Geräusch der blechernen Zugansage unter.

»Komm raus«, befahl Tristan.

Wir eilten vorbei an drei Männern, die auf dem Boden lagen.

»Hier wird es in Minuten von der Polizei nur so wimmeln«, erklärte er, während er seine Pistole einsteckte. Ich verbarg meine in der Hängetasche. Wir rannten durch den Verbindungstunnel zur Haupthalle zurück, vorbei an Passanten, die uns angewidert entgegenblickten.

»Was ist eigentlich an der Polizei so schlecht?« keuchte ich.

»Witzbold«, erwiderte Tristan. Er hob kurz die Hand an und überkreuzte seinen Zeige- und Mittelfinger. »Die Polizei und Kerygma sind so.«

Als mich die vier jungen Frauen sahen, hellte sich ihr Gesicht auf. Doch nur eine Sekunde später verstanden sie, was ich von ihnen verlangte. Ich hätte gerne ihre Selbstbeherrschung. Wortlos hängten sie sich an unsere Fersen. Tristan sah sich trotz der Eile um und ich begriff, dass er jeder Zeit bereit war, hier inmitten all der Leute eine Schießerei zu eröffnen.

»Gleis 9«, erklärte er wortkarg und schubste mich die Treppe hoch.

Der ICE hielt gerade an, begleitet von weiteren unverständlichen Durchsagen. Niemand stieg hier in Pasing aus, und so glitten wir bereits durch die sich öffnende Tür hinein.

Ich drehte mich um und sah zum Bahnsteig zurück.

»Und du?« rief ich.

Tristan zog sich seine seltsame Mütze in die Stirn und sah mich nur für einen sehr kurzen Augenblick an. Dann fixierte er die Treppe, die hinunter in den Verbindungstunnel führte.

»Meine Arbeit ist getan«, sagte er, ohne mich anzusehen. »Jetzt muss ich sicherstellen, dass eure Verfolger glauben, ihr sitzt in einem Zug nach Paris.«

Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte und wie er das anstellen wollte.

Der Aufenthalt des ICE war nur kurz. Die Tür schloss sich vor meiner Nase und nur wenig später setzte sich der Bahnsteig vor dem Fenster in Bewegung. Ich sah den rätselhaften Tristan noch einige Sekunden lang, bevor er aus meinem Sichtfeld verschwand. Er hatte nicht mehr zu mir gesehen. Zuletzt hatte ich den Eindruck, als rutschte seine Hand wieder unter den Mantel, wo sich seine Waffe befand.

## Fragment: Der verhinderte Reisende

Reisen... In einen Zug steigen und bis zum Meer fahren. Dann jedes beliebige Schiff nehmen und davon driften. Nach Manila oder Sansibar. Den Zugvögeln folgen und in die Welt der Gerüche fliehen. Ich wollte immer reisen. Warum tat ich es nie? Die Gründe dafür pendelten irgendwo zwischen Armut und Ausreden. Wohl mehr letzteres. Das Geld für eine Reise zu verdienen ist sogar in München nicht so schwer. Auch wenn es sich um ein halbes Jahr in Indien oder ein paar Monate in Venezuela handeln mag — es ist im Grunde für jeden machbar. Doch dann gilt es, die Wohnung aufzugeben, denn wer kann in München sechs Monate »aussteigen« und sich dabei gemütlich eine Wohnung halten? Und warum habe ich meine Wohnung nicht aufgegeben? Weil sie bis zum Rand gefüllt ist mit Comic-Heften. Tausenden davon. Die Regale und ich waren offensichtlich unzertrennlich. Und ich, der Einzelgänger aus Überzeugung, hatte niemanden, dem ich sie für gewisse Zeit andrehen konnte.

Wo hier wohl die Ausreden anfangen?

Wenn ich mich an mein früheres Dasein erinnere, kommen mir diese Überlegungen wieder in den Sinn. Meine jugendlichen Sehnsüchte. Meine Schwächen. Meine Lügen. Und ich erkenne, wie sehr die Gedanken eines Menschen stets geprüft werden müssen, auf ihren Zweck hin, anderen Dingen zu dienen, als sie eigentlich vorgeben. Wir geben vor, Großes leisten zu wollen. Wir erzählen so oft unseren Freunden, wie sehr wir berufen sind, die Pfade der Veränderung zu beschreiten. Doch unser ganzes Leben lang suchen wir nach Gründen, es nicht tun zu müssen. Als ich noch ein Kind war und wieder einmal brav die Sieben Weltwunder aufgesagt hatte, meinte mein Onkel zu mir: »Ich wollte immer weit hinaus. Aber da war meine Familie, die Kinder...« Ich verstand damals nicht, was er meinte. Sein Satz passierte mein Ohr, ohne mich zu berühren. Als eine weitere geheimnisvolle Formulierung, die Erwachsene wie Signale durch den Raum senden. Hätte ich es schon damals verstanden, hätte ich aufspringen müssen und rennen, rennen, bis zum Horizont und darüber hinaus. Immer weiter und ohne jemals stehen zu bleiben.

Wir müssen auf Stimmen hören, die aus dem Wind kommen. Und nicht ein Leben lang an Begründungen dreheln, weshalb wir an unserer Erfolglosigkeit keine Schuld tragen. Freiheit ist die vollständige Abwesenheit von Sicherheit. Jeder Kompromiss zwischen Freiheit und Sicherheit läuft auf Lügen alter Männer in Anzügen hinaus, die aus Hinterzimmern die Welt beherrschen möchten.

## 1.10 Demiurg

Ich glaube, wir sind Puppen an Fäden. Doch wenn wir hochblicken, in die Dunkelheit über der Bühne, auf der Suche nach dem Puppenmeister, der die Fäden zieht, entdecken wir, dass die Fäden nur auf einer anderen Bühne enden, auf der andere Marionetten stehen. Wir alle sind Marionetten und Puppenmeister zugleich, miteinander verwoben auf Milliarden von Bühnen. Wann immer ich an meinem Arm zerre und ziehe, setze ich irgendwo eine andere Puppe in Bewegung. Und auch meine eigenen Bewegungen sind nur die Ergebnisse von Menschen, die an meinen Fäden ziehen. Den meisten erscheint es wie ein sinnloser, verheddeter Kabelsalat. Die Fäden ziehen sich durch unbekannte Parallelwelten und durch die Windungen der Raumzeit. Und alles, was geschieht, geschieht mindestens zweimal. Alles sehnt sich nach Ausgleich.

Es ist bequem zu denken, dass ein Mensch, der mich in der Metro anrempelt, ein Wassertropfen, der von oben meinen Kopf trifft oder eine Frau, die mich aus einem vorbeifahrenden Auto geheimnisvoll anlächelt, zufällige, unbedeutende Begegnungen darstellen, denen kein Sinn zugrundeliegt. Doch ab wann beginnen die Zufälle Sinn zu ergeben? Wenn die Bremsen eines Autos quietschen und Glas bricht? Wenn man das falsche Flugzeug betritt? Wenn sich dumpf die Tore eines Gefängnisses hinter mir schließen? Ist die Welt unüberschaubar oder sinnlos?

Ich sage auch nicht, es gäbe keinen Gott, bloß weil die Fäden nur zu anderen Marionetten führen. Doch ich weiß nun, Gott ist kein Puppenmeister. Er zieht nicht die Fäden. Er stellt nur die Bühne zur Verfügung. Das Desaster überlässt er uns.

War es Zufall, dass ich dort stand, wo ich stand? War es Zufall, dass ich in das Haus der Kraniche einzog, obwohl es mir nicht besonders gefiel und für meine Bedürfnisse ungeeignet war? War es denn Zufall, dass ich früher oder später den seltsamsten Charakter des Hauses — den charismatischen Manzio — kennenlernte und dieser mich schließlich auf das dunkle Geheimnis aufmerksam machte? Zufall oder Anfälligkeit?

Ich sollte nicht mehr in den Untergrund gehen.

Der Zug nahm immer mehr Geschwindigkeit an und bewegte sich in den Norden, hinaus aus der Stadt. Durch Obermenzing, den Allacher Forst, vorbei an Karlsfeld, mitten durch Dachau. Dann gaben die Maschinen richtig Gas, und mein

müder Kopf begann langsam zur Seite zu rutschen. Der Waggon vibrierte sanft durch meine Schläfe. Was ist mit Manzio passiert? Wo war Manzio? Konnte es sein, dass Manzio tot war? Dieses Schließfach war sicherlich für ihn bestimmt.

Plötzlich erinnerte ich mich an Korvinian. Ich hatte noch immer die Kopfhörer in den Ohren.

»Was ist mit Manzio, Korvinian?«

»*Er ist seit vergangener Nacht tot*«, lautete die Antwort. In seiner *ErgoTrixx*-Stimme klang nicht die geringste Trauer oder Anteilnahme.

»Er nannte sich Aramis. Wie lange war er Mitglied in deiner Organisation?«

»*Wenn die Zeit reif ist, wirst du alles erfahren.*«

Ich schwieg und machte mir meine eigenen Gedanken.

»*Ich möchte, dass du jetzt den Paß herausnimmst*«, wechselte Korvinian plötzlich das Thema.

Ich tat wie geheißen. Es war ein britischer Reisepass, in weinrotem Umschlag, auf dem in goldenen Letter stand: UNITED KINGDOM OF GREAT BRITAIN AND NORTHERN IRELAND.

Ich blätterte zur letzten Seite. Ich hieß angeblich Jeffrey Underhill und kam 1972 zur Welt. Der Mann auf dem Foto sah mir nicht einmal in einem komatösen Absinthrausch ähnlich. Er war ein unrasierter Typ, der einer Grunge-Band anzugehören schien und sich für dieses Passbild provokant in einen Anzug hineingezwängt hatte.

»*Fahre mit der Fläche deines Daumens kräftig über das Bild.*«

Ich war mir nicht sicher, ob ich verstand, was er da sagte.

»Was soll ich tun?« fragte ich.

»*Fahre mit der Fläche deines Daumens kräftig über das Bild. Der Reisepass besitzt eine Photographie, die in Wirklichkeit eine mimetische Konfiguration unterhalb der Beschichtung ist. Die Miniatur eines interaktiven Flachbildschirms.*«

Ich tat es und musste mich zurückhalten, um nicht aufzuschreien. Das Bild hatte sich wie ein Kaleidoskop verändert. Plötzlich sah ich auf einen blassen, jungen Kerl mit Doppelkinn und langen Haaren. Ich fuhr erneut über das Bild und blickte auf das Foto eines alten Herren mit Kotelettenbart und buschigen Augenbrauen. Das nächste Bild zeigte einen Mann, der mich an meinen Mathelehrer erinnerte.

»Versuche es so lange, bis du ein Bild findest, das dir ähnelt.«

Ich passierte ungefähr fünfzig Bilder, bis ich auf das Portrait eines vollbärtigen Kerls ungefähr in meinem Alter sah. Es war ähnlich genug, die Haarfarbe stimmte und der Vollbart war eine günstige Täuschung. Ich klappte den Pass zu und war nun Jeffrey Underhill.

*»Die übliche Verfahrensweise sieht vor«, erklärte Korvinian, »ein bereits vorhandenes Foto aus einem anderen Ausweis zu nehmen, es gegen das mimetische Bild zu pressen und so eine Kopie zu erschaffen, die in die Datenbank aufgenommen wird. So reist man sofort mit einem Pass, der auch ein authentisches Foto trägt.«*

Ich öffnete eines der anderen Bücher. Auch seine Seiten waren ausgeschnitten. Hier lag ein Reservemagazin für die Pistole. Ich klappte es schnell wieder zu und ließ es zurück in die Tasche gleiten. Ich reiste mit einer geladenen Schusswaffe und einem Reserveclip durch die Gegend, hatte einen falschen Reisepass, den im Grunde nur ein Zeitreisender aus der Zukunft hierher geschmuggelt haben konnte, und als ob das nicht genug gewesen wäre — ich entführte vier ausländische Frauen, die vermutlich schon längst in der Obhut der Polizei sein sollten.

Eins stand fest — wenn diese Geschichte eine falsche Wendung nahm und nicht richtig interpretiert wurde, konnte ich mein halbes Leben im Knast verbringen, ohne auch nur ein klitzekleines Stück des geheimnisvollen Schleiers über diesem Rätsel gelüftet zu haben.

Das dritte Buch setzte dem Ganzen die Krone auf. Im Hohlraum dieser Schwarte befanden sich eine Injektionsspritze und eine zeigefingergroße Ampulle mit einer blauen, klaren Flüssigkeit. Es konnte also sein, dass ich auch noch Drogen durch die Gegend fuhr. Aber vielleicht war das ein tödliches Gift, ein Wahrheitsserum, die Probe eines mutierten Virus, das als Biowaffe eingesetzt werden sollte.

»Was ist die blaue Flüssigkeit, die mit einer Spritze in einem der Bücher liegt?«

Es dauerte eine Weile, bis Korvinian antwortete. Ich hatte das intensive Gefühl, einen empfindlichen Nerv bei dieser undurchsichtigen Geschichte getroffen zu haben.

»*Es ist Thanatol, kombiniert mit Lysergsäurediethylamid*«, lautete die im Tonfall nüchtern anmutende Antwort.

»LSD?« rief ich in meinem Erstaunen beinahe aus und dämpfte schuldbewusst meine Stimme. »Was seid ihr für Typen? Und was ist Thanatol?«

Korvinian war nicht bereit, diese Frage zu beantworten.

»*Du solltest dich lieber ausruhen. Sollte es uns nicht gelungen sein, eure Verfolger zu täuschen, werde ich dich wecken. Dann müssen wir weitere Maßnahmen ergreifen.*«

Ein leises Klicken verriet mir, dass er sich feige aus der Leitung entfernt hatte.

Ich nahm das vierte Buch in die Hand und musste feststellen, dass es — genauso wie das fünfte und letzte — lediglich ein altes Buch war. Ich erinnerte mich, dass sie in dem Schließfach beide obenauf lagen, wie die Stierhaut, die Prometheus über das geschlachtete Fleisch spannte, bevor er vor Zeus trat.

Beide waren in gutem Zustand, jedoch mit Gebrauchsspuren, gedruckt auf vergilbtem Papier. Das eine enthielt Gedichte von Rainer Maria Rilke und trug den Titel *Duineser Elegien*. Das andere stammte aus entfernterer Vergangenheit, geschrieben von einem Mann namens Dionysius Areopagita und hieß »*De caelesti hierarchia — Die himmlische Hierarchie*«.

Ich sah mir ihre Rückseiten an und blätterte lustlos in ihnen. Zu sehr stand ich noch unter dem schockierenden Eindruck einer Knarre in meinem Rucksack und einer Spielkonsole, durch die man mit einer Geheimorganisation sprechen konnte.

Nach einer Weile bemerkte ich, dass beide Bücher, obwohl so unterschiedlich, eins gemeinsam hatten: sie handelten von Engeln. Ich las einige Zeilen von Rilke, gegen die Müdigkeit und Erschöpfung ringend.

SELTSAM, DIE WÜNSCHE NICHT WEITERZUWÜNSCHEN. SELTSAM,  
ALLES, WAS SICH BEZOG, SO LOSE IM RAUME  
FLATTERN ZU SEHEN. UND DAS TOTSEIN IST MÜHSAM  
UND VOLLER NACHHOLN, DASS MAN ALLMÄHLICH EIN WENIG  
EWIGKEIT SPÜRT. — ABER LEBENDIGE MACHEN  
ALLE DEN FEHLER, DASS SIE ZU STARK UNTERSCHIEDEN.  
ENGEL (SAGT MAN) WÜSSTEN OFT NICHT, OB SIE UNTER  
LEBENDEN GEHN ODER TOTEN.



Ich verstand nicht viel. Eigentlich gar nichts. In meinem Kopf drehte sich alles im Kreis. In zehn Stunden hatte sich in meinem Leben mehr ereignet als in den fünfzehn Jahren zuvor. Wer war Talitha? Wer war Aramis? Wer war Paul Lichtmann? Wer waren Korvinian und Tristan? War Manzio wirklich tot?

Trotz meiner Müdigkeit bangte ich zuerst in jedem Bahnhof, dass eine Spezialeinheit des BGS oder dieser Terroristen, die unter meiner Wohnung lebten, den Zug stürmen würden. Doch nichts geschah.

Langsam begann sich alles in mir zu setzen. Wie der Sand, den jemand in einem Aquarium aufgewirbelt hat. Ich war ein harmloser, abgewrackter Typ, der nun auf irgendeine undurchsichtige Art mit Verschwörung, Entführung und Frauenhandel zu tun hatte. Gar nicht davon zu sprechen, dass ich gerade mein Eigentum, meine Wohnung verlor... Ich besaß keine Papiere. Zumindest keine echten, sondern mimetisch morphende. Und wann immer ich eine Entscheidung fällte, mit dieser Situation umzugehen, schien mich etwas dazu zu verleiten, das Falsche zu beschließen. Das Falsche aus der Sicht des Gemeinwesens. Doch gab es auch eine andere Sicht? Vielleicht war es das, was ich herausfinden wollte.

Niedergeschlagen blickte ich aus dem Fenster des Zugs und wie auf Abruf begann es draußen zu regnen. Als würde der Regen jenen Tränen Rechnung tragen, die zu vergießen ich anscheinend unfähig war. Das miese Wetter sorgte für ein bedrücktes, gedämpftes Licht, als ob es schon mittags dämmern würde. Ich sah in der Fensterscheibe meine Gesichtszüge. Dieser falsche Spiegel mochte lügen, aber ich wusste die dunklen Ringe unter den Augen und die blassen Wangen waren keine Einbildung. Auch die vier Damen wurden durch das Unwetter leiser und blickten stumm und müde hinaus auf die verregneten, tristen Felder. Bald senkten sich ihre Augenlider und sie schliefen ein.

Es war erstaunlich, wie sie es überall und zu jedem Anlass fertigbrachten, ein Nickerchen zu halten. Doch dann verstand ich, dass ich verglichen mit ihnen ein Niemand war — eine Null. Sie hatten bereits Pforten der Hölle hinter sich, die sich meiner Vorstellung entzogen. Sie kannten in jeder Situation weniger Furcht als ich, der noch bis vor kurzem geglaubt hatte, etwas zu verlieren zu haben und gegen Unglück versichert zu sein. Sie waren mir überlegen, und deshalb konnten sie seelenruhig neue Kräfte schöpfen.

Ich erinnerte mich an den hektischen Schusswechsel, der hinter uns erklungen war, als wir in dem Minibus das Haus der Kraniche verlassen hatten. Und ich fragte mich, was ein bürgerlicher Psychopath wie Rufus Mahr mit Tausenden Comics anstellt? Ich fühlte mich wie in einem Traum. Ich sah die Welt durch einen Schleier.

Die Zeit lief zu langsam ab. Es gab nur noch diese kleine schwarze Kuriertasche auf meinem Schoß, an der ich mich nun festhielt, während die verregnete Landschaft einer sehr faden Stadt langsam an meinem Fenster vorbeiglitt.

Hamburg... Was erwartet mich dort? Mein Geist wurde nicht klarer durch das Wiederholen derselben Fragen. Noch etwas schlafen. Ich umklammerte den Rand meiner Tasche und schloss die Augen. Antworten... Ich driftete davon.

Ich wachte erneut auf, ohne Zeitgefühl und unsicher darüber, wie lange ich geschlafen hatte. Die rote Leuchtanzeige an der Frontwand des Waggons meldete die Nähe von Hannover. In den Abendstunden werde ich in Hamburg aussteigen und alle meine bisherigen Fäden zu anderen Puppen auf anderen Bühnen werden gerissen sein. Doch ich werde neue Menschen streifen und neue Begegnungen erleben und das Leben wird weiterhin eine endlose Verwicklung sein.

Der Himmel klarte für eine Stunde auf und gab den Blick frei auf einen sich langsam rot verfärbenden Horizont. Die herbstliche Sonne näherte sich sicheren Schrittes dem Tellerrand dieser Welt. Einsame Sonnenstrahlen glitten über die Felder, durchbrachen die massive Kunstglasscheibe, um mich zu treffen. Photonen, die vor über sieben Minuten die Oberfläche der Sonne verlassen hatten, betraten mein Auge. Als wären sie exklusiv bestellt im großen Warenhaus der Raumzeit.

Vielleicht sind wir willenlose Geschöpfe, die einen Großteil ihres Lebens der Illusion der Freiheit opfern oder die Unfreiheit betrauern. Aber wir alle wissen, wie sich ein Augenblick anfühlt, der nur für uns bestimmt ist. Das kleine Detail, das für alle unsichtbar bleibt und sich nur dem einzelnen offenbart. Ich kann vermutlich nicht vermeiden, wie Treibgut von der Flut des Lebens an den Strand gespült zu werden. Doch die Bedeutung des Augenblicks, in dem es passiert, kann in mir niemand verfremden oder wegrationalisieren.

Ich schließe die Augen und halte mein Gesicht ins Licht, erfreut über die Regenpause. Die vier Damen sind wieder wach und räkeln und strecken sich

ungeduldig auf ihren Sitzen. Sie entdecken einen Regenbogen und sehen ihn sich mit einem besinnlichen Ausdruck in ihren Gesichtern an.

Die Anführerin der Gruppe blickt kurz zu mir.

»Thank you«, sagt sie und sieht wieder aus dem Fenster.

»Wir sind bald da«, erkläre ich, wissend, dass ich nicht verstanden werde. Aber wer wird das schon?

Manzio verdiente den Dank, nicht ich. Ich war nur der Typ, der sich darüber ärgerte, wenn er mit seinen Schuhen in eine Pfütze stieg. Es war ein wenig, als hätte ich ungerechterweise seinen Platz eingenommen. Wie hätte er sich aber an meiner Stelle verhalten?

Vermutlich hätte er schon längst versucht, alle vier Frauen zu verführen. Ich dagegen verbrachte die ganze Zeit damit, über Zusammenhänge und Antworten nachzudenken und meine Verwirrung und meine Aufregung im Griff zu halten.

Trotz all dem, was mir in den letzten Stunden zugestoßen war, zuckte mein Mundwinkel nur leicht. Doch dann überlief mich ein kalter Schauer, als hätte jemand den Hebel einer Dusche schlagartig auf kalt umgelegt. Es war eine kurze Schockreaktion auf mein Befinden. Ich hatte mich für einen Augenblick darüber erschrocken, dass ich mich plötzlich frei fühlte.